

Zeit der Hoffnung –
Zeit der Freude



Zeit der Hoffnung – Zeit der Freude

Ein Weihnachtsheft

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Advent	
Macht hoch die Tür	Georg Weiße 6
„Macht hoch die Tür – die Tor macht weit“	Bertram Graw 6
Nun kommt für uns die schöne Zeit	Hannes Kraft 7
Advent	Agnes Miegel 7
Schummerstund	Sabine Horn 7
Vorweihnacht im alten Königsberg	Walter Scheffler 8
Zeit der Erwartung	Ernst Wiechert 9
Kurz vor Weihnachten	Arno Holz 12
Komm in unsere stolze Welt	Hans Graf von Lehndorff 13
Das große Licht	Simon Dach 13
Gedichte zur Weihnachtszeit	
Ja – es ist das Licht	Grete Fischer 14
Vom Himmel hoch	Agnes Miegel 15
In der Weihenacht	Walter Scheffler 16
Als die Jungfrau Maria im Stalle lag	Ernst Wiechert 17
An das Christkind	Käte Sender 17
Ach Christkind, leew Christkind	Erminia von Olfers-Batocki 18
Erinnern	Annemarie in der Au 18
Masurische Weihnacht	Eva Maria Sirowatka 19
Wie jetzt zu Hause die Flocken fallen	Tamara Ehlert 19
Königsberger Stadtmusik	Eva Maria Sirowatka 20
Weihnachten im Stall (letzte Strophe)	Agnes Miegel 21
Rückschau	Ursula Enseleit 21
Silvester	Erminia von Olfers-Batocki 22
Weihnachtliche Predigten	
Wie zu Hause... ..	Werner Weigelt 23
Hirtensbrief:	Der Bischof von Ermland 1. Adventssonntag 1945 Halle/Sa. (gekürzt) 24
Besinnliche Weihnachtserzählungen	
Uns ist ein Sternlein vom Himmel gefallen	O. W. Bachor 26
Der Rauschgoldengel	Ruth Geede 27
Die Flucht	Hansgeorg Buchholtz 29
Heiligabend '46 in Holstein	Arno Surminski 31
Mitternacht	Bärbel Beutner 34
So einer sich erbarmet	Margarete Kudnig 35
Das Bäumchen	Gerhard Kamin 37
Licht am Neujahrstag	Ingrid Gregorschewski 38
Geschichten um Weihnachten	
Heiligabend in Königsberg 1828	Fanny Lewald 40
Mohrchen (1887)	Agnes Miegel 41

Auf Wohnungssuche im Schnee 1941	Ursula Meyer-Semlies 44
Kriegsweihnacht in Popelken 1943	Helga Lippelt 46
Ein blaues Band für Fredegunde	Tamara Ehlert 47
Des Leutnants Weihnachtsfahrt	Gertrud Papendick 49
Die Gans der Schwestern Schneiderei.	
Gehört und nacherzählt von	Christa Wank 52
„In den Twelwten rammele de Wölf...“ – Ostpreußisches Brauchtum	
Hollezweige	Thilo Scheller 54
Der Weihnachtsbaum in Ostpreußen	Berta Groß 55
Die Sternsinger	Erhard Riemann 56
Der Schimmelreiter	
und sein verummtes Gefolge	Erhard Riemann 57
Brummtopf und Teufelsgeige	Heinz Baranski 58
In den Twelwten rammele de Wölf	(Ostpreußenblatt 1971, gekürzt) 60
Loblied auf unseren ostpreußischen Winter	Ernst Krause 61
Unsere Weihnachtsspezialitäten	
Wir backen Königsberger Marzipan	63
Königsberger Teekonfekt	65
Rezept für köstliche Pfefferkuchen	65
Thorner Katharinen	66
Rezept für den Weihnachtskarpfen	66
Literaturverzeichnis	67

Hrsg. Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, Parkallee 86, 2000 Hamburg 13, Druck, Rautenberg, Leer.

Die Bilder auf den Umschlagseiten zeigen das weihnachtlich geschmückte Königsberg.

Liebe Leserinnen und Leser,

mit diesem Heft liegt Ihnen ein neuer Weihnachtsbrief unserer Landsmannschaft Ostpreußen vor. Die Textzusammenstellung besorgte Frau Dr. Bärbel Beutner. Ihr war es ein Anliegen, so dicht wie möglich mit Beispielen das Thema Weihnachten in Ostpreußen, so reich und weit gespannt das auch ist, anhand von Texten abzustecken. Wir hoffen, daß Ihnen unser Heft gefällt, vielleicht erhalten Sie daraus auch Anregungen für Ihre Weihnachtsfeiern zu Hause oder im Kreise von Landsleuten. Da es sich um eine Textzusammenstellung zum Thema „Weihnachten“ handeln soll, wurde nämlich weitgehend auf Bilder verzichtet; hoffentlich ist für Sie das Heft so nicht zu „trocken“ geraten. Wir wünschen Ihnen von Herzen eine Zeit der Hoffnung – Zeit der Freude.

Ihr
Volker Schmidt

Vorwort

Liebe Landsleute und Freunde!

Wenn am 1. Adventssonntag in allen Kirchen das alte Lied „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ erklingt, so wissen nur wenige, daß ein Ostpreuße der Schöpfer dieses Liedes ist. Georg Weiße, 1590 in Domnau geboren, Rektor und Pfarrer in Königsberg, ist einer von vielen Ostpreußen, die der Nachwelt ein großes geistiges Geschenk hinterlassen haben.

In der Advents- und Weihnachtszeit wird uns dieses reiche Erbe besonders lebendig. Die Gedanken der Älteren gehen zurück zu den Weihnachtsfesten in der Heimat, wo das weite Land und der kalte, schneereiche Winter für eine eigene Stimmung sorgten. Das weihnachtliche Brauchtum war vielfältig. Alle wissen vom selbstgebackenen Marzipan und vom Pfefferkuchen zu erzählen, und die Königsberger erinnern sich an die am Heiligen Abend umherziehenden Bläser, während der Schimmelreiter und sein Gefolge zwischen Weihnachten und Neujahr die Dörfer besuchten. Alles das haben wir geerbt; wir können darüber nachlesen und bei unseren Zusammenkünften die Erinnerung an die alten Bräuche wachhalten.

Doch nicht nur wohlthuende Erinnerungen verbinden sich für uns mit der Weihnachtszeit. Bilder von der Flucht bei Eis und Schnee und von der Not des Neuanfangs schieben sich auch durch den Kerzenschein vor unsere Seele, zumal sie sich heute unverändert überall auf der Welt wiederholen. Auch davon sprechen die Gedichte und Geschichten in unserem Weihnachtsheft.

Mehrere Autoren-Generationen kommen hier zu Wort. Bekannte Texte wie Agnes Miegels „Mohrchen“, Ernst Wiecherts Kindheitserinnerungen an die vorweihnachtliche Atmosphäre im masurischen Forsthaus oder Walter Schefflers Erinnerungen an die Vorweihnachtszeit in Königsberg sind unverzichtbar, zeigen sie doch unser altes Ostpreußen aus dem eigenen Erleben der Erzähler. Aber auch die jüngere Autorengeneration schildert die alte Heimat, wie es Helga Lippelt über das Dorf Popelken tut, und Weihnachtserlebnisse der Nachkriegszeit wie bei Arno Surminski zeigen Not und Zuversicht.

Woher kam die Kraft, das Schicksal der Vertreibung hinzunehmen und ein neues Leben aufzubauen? Frömmigkeit und Gottvertrauen finden sich in den Worten Simon Dachs und Agnes Miegels, über Jahrhunderte hinweg. Immer erwuchs uns neue Hoffnung aus dem Licht, das aus der Krippe strahlt.

Über vier Jahrzehnte sind inzwischen vergangen. In den landsmannschaftlichen Gruppen werden die heimatlichen Traditionen weitergepflegt. Die Gruppen selbst haben nunmehr in ihrem Gemeinschaftsleben ihre Traditionen in den vielen Jahren herausgebildet. So werden die Advents- und Weihnachtsfeiern vielerorts als ein besinnliches und gemütliches Beisammensein begangen.

Das vorliegende Arbeitsheft soll diese Feiern gestalten helfen und in seiner Einteilung bereits eine schnelle Orientierung ermöglichen. Der erste Teil enthält Gedichte und Prosatexte, die die Erwartung der Adventszeit beschreiben. Es folgen weihnachtliche Gedichte und besinnliche Weihnachtserzählungen. Soll die Feierstunde in einen besinnlich-festlichen und in einen heiteren Teil gegliedert werden, so eignen sich die Texte aus diesen Kapiteln zur Gestaltung des besinnlichen Teils. Das gilt ebenso für die weihnachtlichen Predigten. Heitere Erzählungen folgen, die sich gut bei gemütlicher Kaffeerunde vorlesen lassen. Es fällt auf, daß selbst Geschichten aus der Kriegszeit unterhaltsam und erheitend sein können – man ließ sich halt nicht unterkriegen.

Unser reiches ostpreußisches Brauchtum verdient immer wieder in Erinnerung gerufen zu werden. Und die praktischen Backrezepte können vielleicht auch an einem adventlichen Nachmittag von den Frauengruppen ausprobiert werden.

Wir danken allen Autoren, Künstlern, Verlagen und unserem Ostpreußenblatt für die freundlich gewährte Erlaubnis zum Nachdruck. Der größte Dank aber gilt der Herausgeberin der Arbeitshefte „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“ und „Nun kommt für uns die schöne Zeit“, Hanna Wangerin. Beide Arbeitsbriefe, die unseren Mitarbeitern in den Gruppen jahrelang Hilfe und Freude waren, sind die Richtschnur und die Basis des vorliegenden Heftes. Hanna Wangerins Worte sollen auch hier eingefügt werden. „Wieviel Dunkelheit kann schon ein noch so kleines Licht vertreiben! Singen und sagen Sie es weiter, lassen Sie sich ganz ergreifen, damit Weihnachten recht zu leuchten beginnt.“

Wir sind ihr und vielen anderen dankbar, die uns unser ostpreußisches Kulturerbe bewahrt und weitergeführt haben. Die Geschichte Ostpreußens hat mit der Vertreibung nicht aufgehört.

BÄRBEL BEUTNER

Macht hoch die Tür

Macht hoch die Tür, die Tor macht weit,
es kommt der Herr der Herrlichkeit,
ein König aller Königreich,
ein Heiland aller Welt zugleich,
der Heil und Leben mit sich bringt;
derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott,
mein Schöpfer reich von Rat.

Er ist gerecht, ein Helfer wert,
Sanftmütigkeit ist sein Gefährt,
sein Königskron ist Heiligkeit,
sein Zepter ist Barmherzigkeit;
all unsre Not zum End er bringt,
derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott,
mein Heiland groß von Tat.

O wohl dem Land, o wohl der Stadt,
so diesen König bei sich hat!
Wohl allen Herzen insgesamt,
da dieser König ziehet ein!

Er ist die rechte Freudensonn,
bringt mit sich lauter Freud und Wonn.
Gelobet sei mein Gott,
mein Tröster früh und spat.

Macht hoch die Tür, die Tor macht weit,
eur Herz zum Tempel zubereit',
die Zweiglein der Gottseligkeit
steckt auf mit Andacht, Lust und Freud;
so kommt der König auch zu euch,
ja Heil und Leben mit zugleich.
Gelobet sei mein Gott,
voll Rat, voll Tat, voll Gnad.

Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
meins Herzens Tür dir offen ist;
ach zeuch mit deiner Gnade ein,
dein Freundlichkeit auch uns erschein.
Dein heilger Geist uns führ und leit
den Weg zur ewgen Seligkeit.
Dem Namen dein, o Herr,
sei ewig Preis und Ehr.

Aus: „Weihnachtsgeschichten aus Ostpreußen“, hrsg. von Gundel Paulsen. 1979 by Husum Druck- und Verlagsgesellschaft. Husum

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“

Die meisten von uns werden sicher nicht wissen, daß „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ teilweise aus Ostpreußen stammt. Es war im Jahre 1623 in Königsberg, als der in Domnau geborene Pfarrer Georg Weißel seine Predigt zum 1. Adventssonntag in seinem Studierzimmer vorbereitete. Erst als er eine Schar Kinder im Schnee herumtoben hörte, fiel ihm ein, was er zum Evangelium vom glorreichen Einzug Jesu in Jerusalem zu sagen hatte, den die Kinder mit Hosianna-Rufen und Palmzweigen gefeiert hatten. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit, ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich, der Heil und Segen mit sich bringt, derhalben jauchzt mit Freuden singt. Gelobet sei mein Gott, mein Schöpfer reich von Rat.“ Er schrieb noch vier weitere Strophen und „lieh“ sich einfach eine Melodie aus dem Gesangbuch, die jedoch zu getragen für dieses Lied klang.

1635 starb Georg Weißel, ohne eine passende Melodie gefunden zu haben. Die Melodie, die wir heute noch singen, entstand erst 70 Jahre später: Justus Priller, ein 24 Jahre alter Gehilfe des Theologen Johann Freylinghausen aus Halle an der Saale, hatte sie zu dem Gedicht „Macht hoch die Tür“ komponiert. Als ein Graf ihn fast mit seiner Kutsche überfahren hatte und als Entschuldigung ihn auf sein Schloß einlud, spielte Priller aus Dank für die Gastfreundschaft die beschwingte und fröhliche Melodie auf dem Klavier vor. Priller erzählte dem Grafen von dem Erlebnis und überreichte ein Notenblatt mit der Melodie. In seiner Bescheidenheit sagte Priller, die Melodie sei ihm zugeflogen und so wohl auch nicht von ihm, so daß in dem von Freylinghausen einige Jahre später herausgegebenen „Gesangbuch“ unter dem Lied „Macht hoch die Tür“ nur der Name des Textdichters stand und der Vermerk „Weise um 1704“.

Aus: GJO-Info 4/1981

BERTRAM GRAW

Nun kommt für uns die schöne Zeit

Nun kommt für uns die schöne Zeit,
da werden Erd und Himmel weit,
ein großer Stern mit hellem Licht
in unsre dunklen Herzen bricht.

Manch grünes Tännlein wartet fein,
es möchte gern voll Lichter sein.
O warte, Baum, bis zu der Frist,
da uns das Kind geboren ist.

Ihr Menschenkinder, habet Acht
des Sternes, der am Himmel wacht,
denn alles Leid und aller Streit
vergehet vor der Ewigkeit.

Worte und Weise von Hannes Kraft, im Möseler-Verlag, Wolfenbüttel

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig von Löhlhöffel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

Der erste Schnee weht übers Land,
Weiß ist und still der Flockenfall,
Ums Haus der Abendnebel zieht
Und leis klingt erstes Krippenlied.
Gottvater legt den Weltenball
In seines jungen Kindes Hand.

O Unschuld, die ihn lächelnd hält,
Den bunten Ball, bewahr ihn gut.
Lösch aus den Brand, wisch ab das Blut,
Gib, ewig-junges Angesicht,
Uns neuen Mut mit neuem Licht,
Und wieg in Deiner Hände Hut
Zur Ruh die aufgestörte Welt!

Aus: Agnes Miegel, Mein Weihnachtsbuch. Gedichte und Erzählungen. 1959 by Verlag Eugen Diederichs. Düsseldorf/Köln

Nu danze witte Flocke
am Fönsterke voarbie,
Großvoaderke, lot mi hucke
op dine ole Knie.

von doamoals, wie du hest
min Großmodderke gefried.

On nu vertell mi wedder
ut de vergangne Tied –

On ön Oawe*) doa schmurgelt
en Broatäppelke feer mi,
on Großvoaderke mott vertelle,
woard wedder jung doobie.

*) Ofen

Aus: Sabine Horn, Eck wöll met di plachandern. Mundartliche Lyrik aus Ostpreußen. Hannover 1983. Selbstverlag.

Vorweihnacht im alten Königsberg

Etwa zehn Tage vor Weihnachten begann um unseren Startplatz auf dem Rollberggipfel ein buntes, bewegtes Leben. Auf dem Gesekusplatz wurde der Weihnachtsmarkt aufgebaut, sogar Schaubuden und Karussells hatten dort zwischen den Buden mit Pfefferkuchen und Spielzeug Platz gefunden, Drehorgelmusik und weihnachtliche Düfte lockten in ein schimmerndes Märchenreich, das sich nicht nur auf den Gesekusplatz beschränkte – auch den ganzen Steindamm hinauf bis zu „Ziemers Eck“ an der Wagnerstraße standen die abends von bescheidenen Petroleumlämpchen erleuchteten Krambuden zu beiden Seiten der Straße nebeneinander und gaben mit ihrem sanften Goldlicht eine stimmungsvolle Festbeleuchtung. Und zwischen den Buden hauchten da und dort kleine Stände mit Weihnachtsbäumen ihre feierlichen Tannendüfte, Jungens mit selbstgefertigten Hampelmännern und „Kommraus-Kommreins“ empfahlen den sacht hinwandelnden Passanten ihre lustigen Werke, ein „Brummtopf“ ließ sich hören, ein „Singbeutel“ quarrte.

Da haben wir Kinder dann oft unsere Rodelfahrten unterbrochen und sind, das Schlittchen hinter uns herschleifend, durch die Budengassen gebummelt, die blanken und bunten Spielsachen bestaunend, im jungen Herzen Besitzwünsche sammelnd, um sie nachher den Eltern schüchtern vorzutragen, oder auch, wer noch an ihn glaubte, dem Weihnachtsmann. Und vor den Kuchen- und Süßwerkbuden lief uns das Wasser im Munde zusammen. Leider besaßen wir Laakspröbllinge kaum jemals das nötige Taschengeld zum Erwerb der dort dargebotenen Herrlichkeiten.

Wunderschön war es aber doch schon, diesen Weihnachtsmarktzauber inmitten der sonst so alltäglichen Stadt zu genießen und leise auf den Heiligen Abend zu hoffen. Sogar das altersgraue massige Ordensschloß im Hintergrund schien das schimmernde, musizierende Vorweihnachtsglück zu seinen Füßen mitzugenießen, hatte sein langes Dach und die dicken Rundtürme mit festlich schneeweißen Kappen geschmückt, auch die großen Kirchenfenster weiß verbrämt, nicht weniger seinen alles überragenden, den ganzen Trubel überschauenden spitzigen Schloßturm. Und durch das Marktgewühl trudelte gemächlich die Pferdebahn, fuhren Droschken und Klingerschlitten. Es gab in der großen Stadt noch keine Verkehrsprobleme, selten kam es zu kleinen Unfällen im Straßengetriebe, man hetzte noch nicht auf Leben und Tod... Bis zu Anfang der neunziger Jahre vorigen Jahrhunderts wurde der Weihnachtsmarkt in der Mitte der Stadt aufgebaut.

An einen 24. Dezember erinnere ich mich mit gemischten Gefühlen. Die Eltern hatten es vor vieler Arbeit und mancherlei Sorgen versäumt, einen Weihnachtsbaum zu kaufen. Meinem Klagen und Quengeln gab der Vater endlich nach und zog mit mir aus zum späten Christbaumkauf. Aber ach, der Weihnachtsmarkt war schon abgebaut, nirgends mehr eine Tanne aufzutreiben. Endlich fanden wir noch einen grünen Stand auf dem Roßgärtner Markt. Aber das waren ja Saalbäume, drei bis vier Meter hoch! Doch dort, an die Mauer des Offizierskasinos gelehnt, sah ich noch etwas Baumartiges minderen Hochwuchses stehen, eigentlich war es nur ein langer dicker Stamm mit ein paar Zweigen an der Spitze und unten. Ich griff zu – besser etwas als gar nichts! Mein Vater aber schüttelte das Haupt: „Mit dem wag' ich mich nicht nach Haus...“

Doch der Händler ermunterte uns und schob mir ein Bündel Tannenzweige unter den Arm. „Das wirt noch e hibscher Baum, wenn se ihm diese Äst reinbohren!“

Da alles nur vier Dittchen kosten sollte, wagten wir den Kauf. Vater faßte die sehr lange Baumleiche vorn nahe der Spitze, ich trug sie bei ihrem Fuß und schritt hinterher.

„Aber nu schnell los!“ kommandierte der Vater, und vorwärts ging's über den Bergplatz zur Französischen Straße hinab. So mancher schaute spöttisch grinsend zu uns herüber. Wenn mein Vater sich nach mir umsah, hatte er ein seltsam verquältes, verschämtes Gesicht. Und jetzt, kurz vor dem Schloßplatz, blieb ein Arbeitsmann auf dem Bürgersteig stehen, lachte laut und: „Ei kick, de beids hebbe dem beste Boom!“ schrie er in die Straße.

Gleich darauf eine dicke Handelsfrau, die mit geleerten Körben nach gutem Weihnachtsgeschäft von der Wassergasse den Schloßberg hinaufgekommen war, sie blieb stehen und gab uns mitleidsvoll den guten Rat: „Herrkes, mött de Spötz noa hinde, denn dräggst söck dat lang Rachachel bäter!...“

Wir aber eilten fast schon im Laufschrift mit unserer Beute über den Schloßplatz und schlüpfen durchs Albrechtstor in den Schloßhof, uns für eine kleine Weile dem beifallsfreudigen Publikum entziehend. Dann über den schon leeren Gesekusplatz, den Rollberg hinunter zu unserer hochgebauten Laakwohnung. Mein Vater wischte sich den Schweiß aus dem verärgerten Gesicht.

Es ist doch noch mit Hilfe von Säge, Bohrer und Leim ein netter Weihnachtsbaum geworden, und als die Lichter auf seinen Zweig-Prothesen strahlten und von der Straße her die liebe fromme Weihnachtsmusik heraufklang, da schmunzelten Papa und Sohn im Gedenken an den tapfer überstandenen Christbaumtransport.

Aus: „Und Petrulla lacht“. Heiteres und Besinnliches von ostpreußischen Erzählern. Hrsg. von Ruth Maria Wagner, 1971 by Horst Erdmann Verlag. Tübingen

ERNST WIECHERT

Zeit der Erwartung

Doch darf ich nicht an dem vorübergehen, was die Krone aller Feste und Spiele war, worin des Jahres Anfang und Ende sich zusammenschloß und was über allen zweiundfünfzig Wochen wie ein sich langsam hebender Stern der Verheißung stand: das Weihnachtsfest. Wenn ich es recht bedenke, begann es für mich im Frühjahr, wenn ich auf meinen Waldwegen nach dem nächsten Weihnachtsbaum Umschau zu halten begann. Und glaubte ich ihn dann gefunden zu haben, manchmal früh, manchmal spät im Jahr – denn die alten Waldleute pflegten zu sagen, einen richtigen Weihnachtsbaum zu finden, sei mindestens ebenso schwer, wie die richtige Frau zu finden –, so konnte ich ein paarmal in der Woche vor ihm sitzen, der noch durch nichts über seine Umgebung erhoben war, und mir vorstellen, wie ich ihn auf dem Rücken heimtragen und wie das Fest unter seinen Zweigen sein würde. Auch tat es diesem schönen Amt keinen Abbruch, als einmal am Heiligen Abend, als ich mit der Axt über der Schulter ihn holen kam, ein Wildschwein von nicht geringer Majestät sich unter seinen Zweigen erhob und zornig schnaufend aus dem gestörten Lager sich davonmachte. Vielmehr habe ich diesen Baum in einer besonders schönen Erinnerung, und ich weiß, daß ich mich nicht ohne Scheu umblickte, ob nicht vielleicht das Dach eines Stalles durch den verschneiten Wald zu sehen wäre und das Licht über der Krippe, das allen Tieren des Waldes eine Freistatt verheißend sollte.

Je tiefer ich zurückzugehen versuche in das Land der verfließenden kindlichen Erinnerung, desto mehr scheint mir, als ob nicht das erste Weihnachtslicht es sei, das sich aus dem Dunkel der heiligen Nächte vor meinen Augen aufhebt, sondern als sei vielmehr die erste Erinnerung an den Glockenton gebunden, der an jedem Adventssonntag und in der letzten Adventswoche an jedem Abend „vom Himmel hoch“ bis an die Fenster unserer Wohnstube kam. Die Knechte, die wir während meiner Kinderzeit hatten, mögen in ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verschieden gewesen sein, aber in einer Hinsicht war ihre Fertigkeit gleicher Bewunderung würdig: in der Kunst, den Klang der Schlittenglocke von der Stalltür

bis zum Fenster so allmählich anschwellen zu lassen, daß auch der verstockteste Heide auf die Knie gezwungen worden wäre, weil eben kein Zweifel daran sein konnte, daß dieser Glockenton aus dem Himmel herabgestiegen kam, von Schneeflocken umweht, vom Winde leise vertrieben, bis das Metall sich draußen auf das Fensterbrett legte und nun das Schweigen eintrat, das nur über zwei gefalteten Engelsschwingen wohnen konnte.

Ich kann nicht glauben, daß die „Hirten auf dem Felde“ überwältigter gewesen sind von Licht und Chor der himmlischen Heerscharen, als ich es damals war. Voller Ernst und Spannung wandten die Gesichter der Großen sich uns zu, indes wir die Hände falteten und nacheinander die Gebete sprachen, die man uns gelehrt hatte, wobei das Herz uns im Halse schlug und unsre Augen auf das verhängte Fenster gerichtet waren, hinter dem doch kein Schatten verriet, ob ein Engel oder Gottvater selbst davor stand. Und dann kam die dunkle fremde Stimme von jenseits der Sterne: „Sind's art'ge Kind? Sind's böse Kind?“ Und die klare, tapferere Antwort unserer Mutter: „Sind art'ge Kind!“ Dann hob die Glocke sich auf, immer höher, leiser und ferner, bis sie verstummte und das Blut wieder zum Herzen strömte.

Eine Weile später führte die Mutter uns in die Vorderstube, wo auf der Ecke des Tisches eine Pfeffernuß für jeden von uns lag. Nur ein einziges Mal, wenn ich mich recht erinnere, lag ein Stock statt der Kuchen da, und wiewohl das sicherlich seinen zureichenden Grund gehabt hat, so ist mir nicht ein tiefes Schuldgefühl mit dieser Erinnerung verknüpft, sondern ein fassungsloses Erstaunen, daß dieser Stock schwarz und glänzend von Ruß und Fett war.

Trat also mit diesem Glockenton die jenseitige Welt bis an die Schwelle unseres Hauses und Lebens, so hatten wir in der diesseitigen doch das Unrige zu tun, um ihr auch würdig und feierlich zu begegnen. Das Landleben war ja damals noch auf eine altertümliche Weise an den Gang des Jahres und der Feste angeschlossen, und die Zurüstung zu den heiligen Nächten mochte bei uns nicht viel anders gewesen sein als auf einem Bauernhof Schwedens oder Norwegens, weil die Bedürfnisse, die Frömmigkeit und der Aberglaube der nordischen Seele sich überall auf die gleiche Weise bewahrt hatten. Und wenn auch die wirtschaftliche Seite, das heißt, das Schweineschlachten, mir auf eine unpassende Art in diesen Kreislauf eingeschlossen schien, so war mein Reich doch unter dem milden Licht der Hängelampe, und dort entstanden unter unseren Händen alle die Zauberwerke, die dieser verzauberten Zeit vorbehalten waren: Ketten aus rotem und blauem Glanzpapier, versilberte und vergoldete Nüsse und Äpfel und bronzierte Tannenzapfen. Auch mußte heimlich angefertigt werden, was wir selbst auf den Gabentisch zu legen hatten, und dann wurde unter Leitung des letzten der Mohikaner unsere Oberstube mit dem grünen Kachelofen und dem Duft der Bratäpfel ein Paradies, in dem wir nicht viel anders schalteten und walteten als Gottvater zu seiner Zeit, wenn er Tiere und Vögel bunt und fröhlich anmalte, um die frohe Erde damit zu erfüllen.

So hatte das Allerheiligste dieses Festes den schönen Vorzug, daß vor ihm eine Reihe von „Vorhöfen“ lagen, in denen das letzte bereits zu ahnen war, und nicht der geringste von ihnen war die Stätte der Weihnachtsbäckerei, die vom Reiben der Mandeln bis zur Herstellung des Marzipangusses alle Künste erforderte, derer wir fähig waren und bei der nicht etwa das Recht auf Abfälle und Reste das Beseligende war, sondern die schöne Feierlichkeit alter Gebräuche und Rezepte, die Eintracht, der Friede, das stille Geborgensein im tiefverschneiten Haus und in der Liebe der Eltern, die um diese Zeit ja von besonderer Innigkeit war.

Und gingen bei aller Tätigkeit die Tage auch mit erschreckender Langsamkeit dahin, so kam doch einmal der Morgen, an dem der Baum hereingeholt und in seinen Fuß gestellt wurde, worauf er in der Vorderstube verschwand und damit das Haus und das Leben in zwei Hälften zerfielen, eine irdische und eine himmlische. Früher als sonst wurde die Wirtschaft „beschiedt“, wie man bei uns sagte, und während wir beim Licht der Stallaterne auf der Futterkiste saßen, indes die Pferde gefüttert und die Kühe gemolken wurden; während die großen Schatten der Tiere an den Wänden auf- und niederglitten, die Ketten sich leise rührten und aus den Wäldern der Ruf der Eulen über die verschneite Erde ging, hörten wir den Geschichten des Knechtes und des Mädchens zu, biblischen, weltlichen und

jenseitigen Geschichten, mit der Gläubigkeit einfacher Seelen erzählt, und Haus und Stall erschienen unseren erschauernden Herzen als der stille, verschollene Mittelpunkt aller Welt, umgeben von himmlischen Heerscharen, überstrahlt vom Stern von Bethlehem, und wir selbst auf eine unverlierbare Weise eingebettet in eine göttliche Vaterhand, aus der uns kein Leben und kein Tod jemals würden vertreiben können.

Unendliche Stunden am Ofenfeuer der Wohnstube, indes nebenan hinter der verschlossenen Tür Schritte und Stimmen heimlich gehen, Papiere rascheln und ab und zu ein Ton leise aufklingt, als habe man eine Geige berührt oder ein geheimnisvolles Instrument, von den Engeln bis in unsere Wälder gebracht. Bis doch einmal die Tür sich öffnet und in unsere fassungslosen Augen und Herzen das Allerheiligste überwältigend sich stürzt.

Was gab es auf dem kleinen Gabentisch, was ich noch besitzen möchte? Einen Taubenschlag, anderthalb Spannen hoch, und wenn man eine Kurbel dreht, ertönt eine ganz zarte, leise und verstimmte Melodie. Einen Leierkasten an einem breiten grünen Band, und wenn man den Deckel öffnet, sieht man die Walzen mit glänzenden Stiften sich langsam gegeneinander drehen. Ein paar Schlittschuhe für uns drei Brüder zusammen, eine Kegelbahn und eine Kanone. Ein Buch vom Schmied von Ruhla und vom Rattenfänger von Hameln. Holztiere mit steifen Beinen und herrliche Bäume, die man hinstellen kann, wo man will, und die so grün sind, daß sie sicherlich nicht von dieser Welt stammen.

Täuscht mich die Erinnerung oder liegt ein ganz kleiner Schmerz neben allen diesen Freuden? Und ist es nicht deshalb, weil meine Mutter leise weint unter dem brennenden Baum? Zuerst ist es der gestorbene Bruder, den sie nie vergißt, und dann ist es wohl ein leiser Gram um manches, was im Jahr gewesen ist, und um manches, das sich nicht erfüllt hat und von dem sie weiß, daß es sich nie erfüllen wird. Und dann ist es wohl die Ahnung, daß der Tod früher für sie kommen wird als für uns andere und daß sie gehen wird, ohne zu wissen, was aus uns werden wird, und ob wir auch nie vergessen werden, daß Gott durch alle Wände sieht.

Aber für ein Kind ist das ein kleiner Schmerz, denn wenn die Träne vorbei ist, glaubt es, daß alles andere vorbei sei. Und niemals kann dieser Abend aufhören, weil es ihn noch in seine Träume mitnimmt, die Hände um die kostbarsten Geschenke gefaltet und jedes Erwachen versichert es der Seligkeit des Gestern und des Morgen.

Aus „Wälder und Menschen“ entnommen mit freundlicher Genehmigung des Kurt Desch Verlages, München.

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig von Löhlhöffel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

ARNO HOLZ

Kurz vor Weihnachten

Aber das Schönste war doch, wenn man kurz vor Weihnachten,
frühmorgens,
wenn man eben aufgestanden war, und das ganze Haus nach Marzipanherzen roch,
grad
unter dem kleinen, viereckigen, dämmernden Kucksloch oben,
auf dem platten,
glatten,
glitschig ausgetretenen Ziegelsteingetäfel,
dicht
vor dem niedrigen, altertümlichen,
zerborstenen,
ausgedienten, ausrangierten
Pochherd,
auf dem noch von langvorfrüher, auf dem noch aus der ollen
Fritzenzeit,
auf dem noch
von dem drolligen,
verrückten, vermordspiepelten Perückenhuzzelmännchen her,
das damals hier
hauste,
herumgespensterte und herumhantierte,
zwischen Kisten und Kästen, neben allerhand Gerümpel, unter
Kram und Schurrmurr
eine Glutzange, eine Schürschaufel
und
ein ganz verkumpelter, ganz verschrumpelter,
ganz verschimmelter Blasebalg lag,
einen
blanken, runden, weißen,
spitzigen,
wie aus lauter Fünkelflitterchen, wie aus lauter Sternflinkerchen,
wie aus lauter Streuzuckerklickerchen
fabrizierten, formierten,
wie
glasierten
Schneehaufen entdeckte.
Der
glitzerte dann
wie
eine Konditormütze!

Aus: „Weihnachtsgeschichten aus Ostpreußen“, hrsg. von Gundel Paulsen. 1979 by Husum
Druck- und Verlagsgesellschaft. Husum

HANS GRAF VON LEHNDORFF

Komm in unsere stolze Welt

Komm in unsere stolze Welt,
Herr, mit Deiner Liebe Werben.
Überwinde Macht und Geld,
Laß die Völker nicht verderben!
Wende Haß und Feindessinn
Auf den Weg des Friedens hin!
Schaff aus unserm Überfluß
Rettung dem, der hungern muß
Für den Weg durch Lärm und Streit
Hin zu Deiner Ewigkeit!

Komm in unsere laute Stadt,
Herr, mit Deines Schweigens Mitte,
Daß, wer keinen Mut mehr hat,
Sich von Dir die Kraft erbitte!
Komm in unser festes Haus,
Denn wer sicher wohnt, vergißt
Bald, daß unterwegs er ist!

Komm in unser dunkles Herz,
Herr, mit Deines Lichtes Fülle,
Daß nicht Neid, Angst, Trotz und Schmerz
Deine Wahrheit uns verhülle,
Die auch noch in tiefer Nacht
Menschenleben herrlich macht!

SIMON DACH

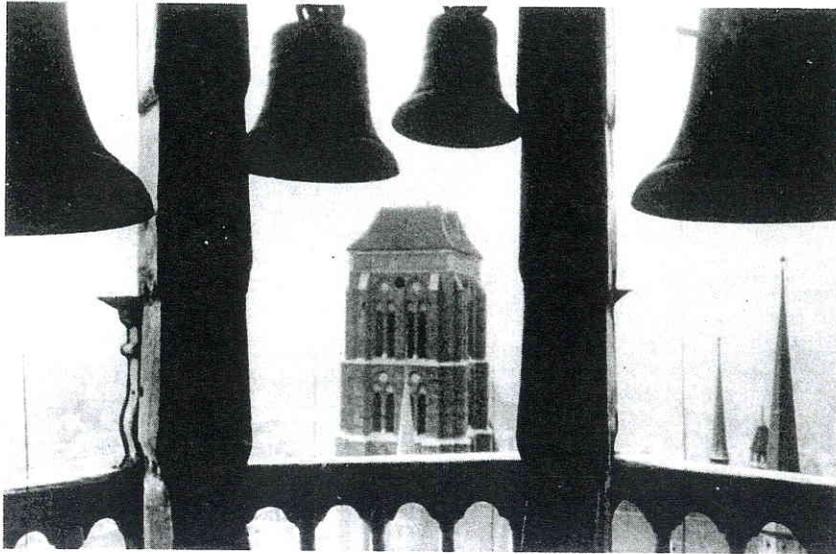
Das große Licht

Die wir in Todesschatten
So lang gegessen sind
Und kein Erleuchtung hatten,
In Gottes Sachen blind,
Und konnten nichts verstehen,
Nicht Gnaden noch Gericht,
Sehn über uns aufgehen
Anjetzt ein großes Licht.

Ein Licht, dadurch wir schauen
In Gottes Herz hinein,
Daß er in Zuvertrauen
Der Unsre nun will sein,
Ein Licht, das heftig brennet
In unser Fleisch und Blut,
Daß sich ein Mensch erkennt
Und was für Sünd er tut,

Ein Licht, das plötzlich fährt
Tief in der Gräber Nacht
Und uns den Tod erklärt
Mit aller seiner Macht,
Das uns vor Augen malet,
Wie nichts sei Welt und Zeit
Und wie vor allem strahlet
Der Glanz der Ewigkeit.

Aus: „Weihnachtsgeschichten aus Ostpreußen“, hrsg. von Gundel Paulsen. 1979 by Husum
Druck- und Verlagsgesellschaft. Husum



Blick aus dem Glockenstuhl

Gedichte zur Weihnachtszeit

GRETE FISCHER

Ja – es ist Licht

Ja –
 es ist das Licht
 das unsere Herzen öffnet
 das unseren Seelen Flügel gibt.
 Es ist das Licht
 das keine Grenzen kennt
 für das es keine Mauern gibt
 wenn es die Dunkelheit durchbricht
 und Glaube
 Liebe
 Hoffnung
 spendet
 weil es uns wärmt
 und uns nicht blendet
 das kleine Licht –

Aus: Ostpreußenblatt, Weihnachten 1986 – Jahrgang 37 – Folge 51/52

AGNES MIEGEL

„Vom Himmel hoch“

„VOM HIMMEL HOCH!“ Horch wie es klingt,
 Botschaft, die Kind und Engel singt
 Beim Glanz der Lichterbäume.
 Erinnerung wandert, Schritt für Schritt,
 Leissingend zu dem Stalle mit
 Durchs Land der Kinderträume.

„ICH BRING EUCH GUTE NEUE MÄR, –“
 Geschwister sagt, wo kommt ihr her,
 Durch Nacht und erste Flocken?
 – Wir gingen lang. Der Weg war weit,
 Wir seufzten über schwere Zeit,
 Da riefen uns die Glocken.

„DER GUTEN MÄR BRING ICH SO VIEL, –“
 Wie ein zerbrochtes Kinderspiel
 Halten wir unser Leben.
 O Christkind dort im Strahlenglanz,
 O Wunderhand, mach heil und ganz
 Was Du uns heil gegeben!

„DAVON ICH SINGEN UND SAGEN WILL, –“
 O Herz, wie wirst du rein und still,
 Wo blieben Haß und Sorgen?
 Wir hängen an des Krippleins Rand
 Wie Kinder an der Mutter Hand,
 Unschuldig und geborgen.

„O HERR, DU SCHÖPFER ALLER DING, –“
 Wir knieen mit im Strahlenring
 Aller, die Dich preisen,
 Hier gilt nicht Ruhm, hier gilt nicht Zeit
 Hier einigst Du, Holdseligkeit,
 Die Törichten und Weisen.

„SEI UNS WILLKOMMEN, EDLER GAST, –“
 Der heute Du geladen hast
 Die Lebenden und Toten,
 Engel und stumme Kreatur
 Gestirn und Hirt und Heu der Flur
 Zu Deinem Dienst entboten!

„DAS HAT ALSO GEFALLEN DIR, –“
 Daß wir zu dieser Stunde hier
 Wunder der Wunder spüren:
 Wie alles Freund und Bruder ist,
 Und aller Weg ein Weg nur ist
 Zu Dir zu führen!

„O DU HERZLIEBSTES JESULEIN, –“
Schon will sich wie ein Altarschrein
Die Stalltür leise schließen.
Ein Spalt nur schimmert hell und hold, –
O sei barmherzig! Laß sein Gold
In unsern Alltag fließen!

O laß es leuchten licht und fern
Durch irdisches Dunkel wie ein Stern,
Wegweisend unsern Wegen.
Lang ist ein Jahr. Der Weg ist schwer.
„VOM HIMMEL HOCH, DA KOMMST DU HER, –“
Wir wandern Dir entgegen!

„VOM HIMMEL HOCH“, das Weihnachts-, „Kinderlied“ Luthers, war der Weihnachtschoral meiner Vaterstadt Königsberg. Von der Dämmerung bis um Mitternacht zog die Stadtmusik am Heiligen Abend durch alle verschneiten Straßen, diesen Choral blasend. Es galt als glückbringend, wenn sie vorbeizog, während der Baum brannte!
Mit freundlicher Genehmigung des Eugen Diederichs Verlages Düsseldorf/Köln, entnommen aus „Mein Weihnachtsbuch“ von Agnes Miegel.
Aus: „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“. Gedichte und Erzählungen, Liedgut und Brauchtum für die weihnachtliche Zeit. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, 1973

WALTER SCHEFFLER

In der Weihenacht

Spürst du nicht das Flügelfächeln
über der erstarrten Welt?
Siehst du nicht das Gotteslächeln,
das die tiefste Nacht erhellt?
Und nun schaust du, wie im Traume
Hirten hin zum Stalle ziehn,
schaust im matterhellten Raume
Könige und Hirten knien.

Hirtenkittel, Königskrone –
sie umspannen eine Welt,
die dem menschgebornen Sohne
Gott, sein Vater, vorbehält,
daß er ihre Not ertrage
bis zum tiefsten Höllengrund
und ihr Seinen Willen sage
mit geweihtem Wahrheitsmund. –

Aus dem nachts gebornen Kinde
wuchs der lichterfüllte Mann.
„Liebe, glaube, überwinde!“
ruft er deine Seele an.
„Jede flüchtige Minute,
die du füllst mit guter Tat,
wird ein Saatkorn für das Gute,
das dir wächst zu künft'ger Mahd.“

Aus: „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“. Gedichte und Erzählungen, Liedgut und Brauchtum für die weihnachtliche Zeit. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, 1973

ERNST WIECHERT

Als die Jungfrau Maria im Stalle lag

Als die Jungfrau Maria im Stalle lag,
o bittere Nacht.
Trat niemand zur schweren Stunde herfür
als das Tier an der Krippe und der Stern vor der Tür –
o bittere Nacht.

Als das Kind seine Augen nun aufgetan,
o süße Nacht.
Da war die Hütte von Glanz erhellt,
und die Hirten sangen auf verschneitem Feld –
o süße Nacht.

Als das Kind nun lag an Marias Brust,
o stille Nacht.
Da sahn alle Mütter Maria an,
und die Rose im Walde ward aufgetan –
o stille Nacht.

Nun geht der Wind um unser armes Haus,
o heilige Nacht.
Hab ein Kind geboren, heißt Friedebald.
Hab einen Stern gesehen über dem dunklen Wald –
o heilige Nacht.

Aus: Ernst Wiechert, Der armen Kinder Weihnachten. Ein Weihnachtsspiel. Deutscher Laienspiel-Verlag, Weinheim-Bergstraße

KÄTE SENDER An das Christuskind

Wärscht du leevet Christuskind
doch to ons jekooome,
ach wi hedde die so jeern
bi ons oppgenooome.

Onse Husdeer ös bi Nacht
ömmer lange oope,
on de Weeg ös ook noch doa,
ön de wi geschloape.

Weeke Wolle spönne wi
opp dem oole Wocke,
färr de Feetkes krögtst du
scheene warme Socke.

Linne ös ook ön de Load –
binoah 15 Elle,
on wenn du nöch schloape kannst,
war wi wat vertelle.

Ach wi wörd di doch so jeern
eenmoal noch omoarme
on dem kleene Todeck denn
anem Oove woarme.

Aus: Ostpreußenblatt vom 10. Dezember 1988 – Jahrgang 39 – Folge 50

Ach Christkind, leew Christkind

Ach Christkind, leew Christkind, erbarm di, erbarm,
Din Leew moakt ons reek, din Licht moakt ons warm.
Ach Christkind, ons Heimat, dee häw wi verlore
Un du best im Stall underwejes jebore.
Du häwest inner Kripp mankem Stroh jeleje,
Ower dat bracht ons Seje far allerweje.

Du weetst, wi dat is, un du kannst ons dat lehre,
mang trurigste Tid dem leew Gottke to ehre.
Nu bidde wi di, scheenstet Herrgottskind,
Blew bi ons, ok wenn wi verloate sind,
un leit ons met dine warme Hand
in onst leewet, verloarenet Heimatland.

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien, unter Mitarbeit von Hedwig von Lölhöffel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

Masurische Weihnacht

Hört es knistern, hört es bullern,
Feuerchen im Kachelofen,
Funken stieben, Funken fliegen
hoch hinaus durch den Kamin –
tausend kleine, helle Sterne!
Jakubassas alte Mutter
– Babka rufen sie die Kleinen –
sitzt daheim im warmen Stübchen,
emsig strickt sie Wintersocken –
dicke, weiche, warme Socken –
draußen fallen sacht die Flocken,
tausend weiße, kleine Vögel!
Weihnachten steht vor der Tür,

wenn der Hund den Mond verbellt
und der Anton Fallen stellt –
wenn das Dorf versinkt im Schnee
und zu Eis erstarrt der See –
wenn im Wald man hört es schallen,
Schellenläuten, Peitschenknallen.
Mützchen braucht vom Fell des Hasen,
wenn die kalten Winde blasen,
Jakubassas braves Kind –
Babka näht es ihm geschwind.
Fallenstellen nicht mißraten,
Weihnachten gib't Hasenbraten.

Aus: Eva M. Sirowatka, Ich weiß ein Land. Ein Ostpreußenbuch. 1981 by Husum Druck- und Verlagsgesellschaft. Husum

Erinnern

Man sollte
der Erinnerung nicht trauen.
Dieses Schlürfen
aus dem Kelch des Lebens,
das die bittere Neige läßt.
Diese Götterspeisen
auf dem goldbestickten Haustuch.
Dieser Sonnenschein,
der die dunklen Wolken rosa säumt...
Doch wie
wär' das Heute auszuhalten,
wenn das Erinnern
glanzlos käme.

Aus: Kulturpolitische Korrespondenz 707 vom 5. Dezember 1988 (Pressedienst der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat)

Wie jetzt zu Hause die Flocken fallen

Es schneit, mein Kind, und es ist nicht schwer
am Fenster hockend, sich auszumalen
wie jetzt zu Hause die Flocken fallen,
sich flimmernd drehen, und wie sie sehr

behutsam dann, mit kristallnem Mund
die Erde küssen, und wie sie leise
und müde schon von der langen Reise
sich niederlassen auf dunklem Grund.

– sich auszumalen, wie nun der See
grünäugig blinzelt, als ob er schliefe,
von Eis bedeckt. Und über der Tiefe
verlorener Vogelruf und Schnee.

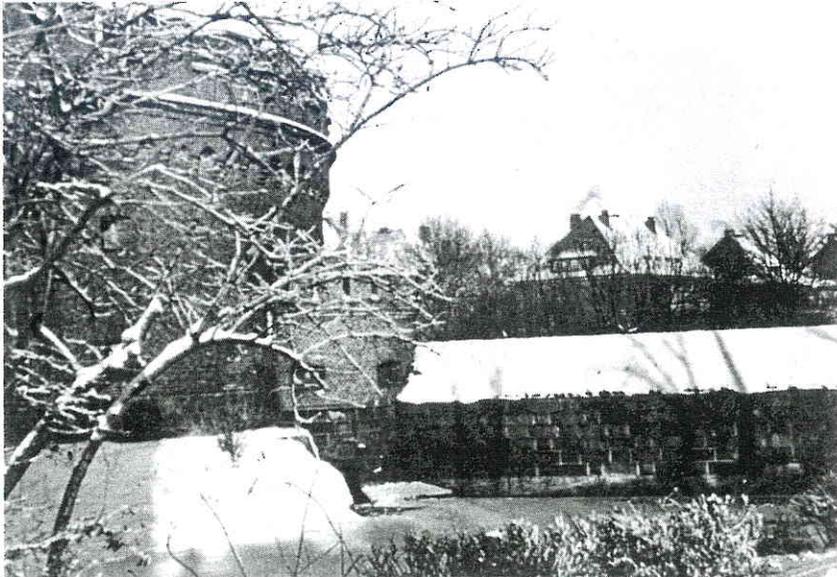
– die Tannen mit ihrer Silberlast,
die ächzend sich und mit krummen Rücken
wie alte Weiblein im Winde bücken,
der fauchend ihr weißes Haar erfaßt.

Du sollst im Traum zu den Tannen gehn
und ihnen Lieder zur Christnacht singen
und ihnen Kerzen zur Christnacht bringen,
damit sie nicht so verlassen stehn.

Die Königsberger Stadtmusik

Es klirrt der Frost.
In Schnee und Eis,
den weißen Winterpelz auf ihrem Rücken,
liegt nun im Schlaf
die Stadt am Pregelstrom
mit ihren sieben Brücken,
mit ihrem Schloß und Dom.
Sie träumt von einem
strahlend schönen Weihnachtsbaum.
Da weckt aus ihrem tiefen Traum
sie festlich-frohe Blasmusik.
Stadtmusikanten ziehen durch die Straßen,
durch schmale, schneebedeckte Gassen,
verkündend eine frohe Mär;
Vom Himmel hoch, da komm ich her!
Das Christkind ist geboren heut.
Da öffnen sich viel Fenster weit,
denn brennen Weihnachtskerzen zu der Zeit,
wenn vor dem Hause spielt die Blasmusik,
bringt sie den Menschen drinnen Glück.

Aus: Ostpreußenblatt, Weihnachten 1984 – Jahrgang 35 – Folge 51/52



Winterliches Königsberg

Weihnachten im Stall

(letzte Strophe)

Brüder und Schwestern, weit über Land Verstreute,
Ihr, die Heimat fandet, und ihr ohne Heimat,
Ihr, sehnsüchtig lange Verschollener harrend,
Seht, uns Allen leuchtet das Licht aus der Krippe,
Heute uns alle noch einmal wie Kinder vereinend,
Herzen tauend, vereister als Felsen und Seen,
Stimme verleihend auch denen, die stummer als jene,
Deren Lippen er heute dankbar entsiegelt,
Daß sie alle uns lehren, wieviel zu danken
Ihnen und uns noch blieb im Ringe des Jahres,
In dem Dunkel des Leidens, des Wanderns, des Mühens –,
Daß wir ihm danken, Hand in Hand wie Geschwister
Einmal vereint um des Christkinds Krippe im Stalle!

Mit freundlicher Genehmigung des Eugen Diederichs Verlages Düsseldorf/Köln, entnommen aus „Mein Weihnachtsbuch“ von Agnes Miegel.

Aus: „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“, Gedichte und Erzählungen, Liedgut und Brauchtum für die weihnachtliche Zeit. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur

URSULA ENSELEIT

Rückschau

Ein Jahr aus Knospe, Blüte, Frucht –
wir haben es nicht ausgesucht –
Geht nun zu Ende.
Es war ein Quell, es war ein Stein.
War alles zwischen beidem Sein.
Es lebte sich in uns hinein
Als unsres Gottes Spende.

Aus: Kulturpolitische Korrespondenz 602 vom 15. 12. 1985 (Pressedienst der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat)

Silvester

Nun machet noch einmal die Lichter hell
am letzten Abend im Jahre.
Die Monde vergingen so schnell, so schnell –
ach, daß uns die Zukunft bewahre
vor Kummer und Not.
Es wachse das Brot,
es glühe die Flamme im Herde,
daß alles gespeiset werde.

Das Christkind kam in der heiligen Nacht,
wir schauten ihm liebend entgegen,
hat Lichter und Lieder mitgebracht
und ist dann gegangen, sacht, ganz sacht
auf von Sternen beleuchteten Wegen.
Was ließ es zurück?
Vom Herzen ein Stück
seiner reinen kindlichen Liebe,
daß sie bei den Menschen bliebe.

Das Jahr ist rund und die Welt ist bunt
mit all ihrem lauten Treiben.
Vergesst nicht Euer Weihnachtslicht,
bleibt gut und fromm,
bis es wiederkommt,
seine Liebe will bei Euch bleiben.

Das Jahr geht vorbei,
ein andres wird neu,
wir sehen ihm wieder entgegen.
Schaut hin, wo Ihr geht,
ist die Welt auch verweht,
blühen Christrosen doch an den Wegen.

Weihnachtliche Predigten

WERNER WEIGELT

Wie zu Hause...

Die Kreisgruppe unserer Landsmannschaft hatte zur Adventsfeier eingeladen. Viele waren gekommen und saßen nun an langen, festlich gedeckten Tischen. Kerzen brannten, und Tannenduft erfüllte den Raum. Advents- und Weihnachtslieder erklangen, es wurde vorgelesen, und ein Pfarrer aus Ostpreußen hielt eine nachdenkliche, zugleich tröstende und ermutigende Ansprache. Der Kaffee fehlte nicht, auch nicht der Streuselkuchen, und es wurde ausgiebig plachandert. Alles in allem: heimatliche, vorweihnachtliche Gemütlichkeit.

Da hörte ich, wie jemand zu seinem Nachbarn sagte: „Genau wie zu Hause!“ Zuerst war ich verblüfft, aber dann mußte ich zugeben, der Mann hat ja recht! Genauso haben wir früher in unserer Heimat in der Adventszeit zusammengesessen, haben gesungen und erzählt und haben dem Pfarrer zugehört in der Vorfriede auf Weihnachten. So komme ich ins Träumen und stelle mir vor, daß die verschneite Straße draußen durch meine Heimatstadt Königsberg führt und daß, wenn wir nachher nach Hause gehen, die Bläser vom Schloßturm herab nach allen vier Himmelsrichtungen den Choral blasen werden: Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt.

Erneut wird mir bewußt, welch ein kostbares Geschenk uns Gott mit der Geburt Jesu Christi gemacht hat. Wir, die aus ihrer irdischen Heimat durch Mischengewalt und Willkür Vertriebenen, haben in der Heimat unser Hab und Gut, viel irdischen Besitz und viele Gräber zurücklassen müssen, aber wir haben die innere Heimat, unseren Glauben, nicht verloren, sondern wir haben sie mit uns nehmen können. Sie kann uns so gegenwärtig sein, daß jener Landsmann fünfunddreißig Jahre nach der Vertreibung in einer westdeutschen Stadt sagen kann: „Genau wie zu Hause!“

Glauben heißt Heimat haben bei Gott. Die Geburt Jesu Christi ist das Unterpand für die Gegenwart Gottes in dieser oft so heillos erscheinenden Welt. Nur weil es das Kind von Bethlehem gibt, kann Johannes sagen: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein. Denn das Erste ist vergangen“ (Offenb. 21, Vers 3). Begonnen hat das Neue: Gottes Gegenwart bei den Menschen. Das gilt es im Glauben anzunehmen, wenn es bei uns Weihnachten werden soll.

Es war einige Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Russen es dem damaligen Landesbischof von Thüringen zum ersten Mal erlaubten, die im Lager Buchenwald internierten deutschen Gefangenen zu Weihnachten zu besuchen und ihnen einen Gottesdienst zu halten. Der Pfarrer, der ihn begleiten durfte, hat später davon erzählt, wie nach Verlesung der Weihnachtsgeschichte und nach der oft von verhaltenem Schluchzen begleiteten Ansprache des Bischofs die fünfhundert Männer ohne besondere Aufforderung das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmten. Wie ein jubelnder Schrei der Zuversicht und der Verheißung Gottes klang es über den trostlosen Buchenwald mit seiner schrecklichen Geschichte und seiner nicht minder traurigen Gegenwart hinweg: „Christ, der Retter, ist da!“

Gott kommt in eine heillose Welt, die keinen Platz für ihn hat. Das Kind muß in eine Krippe gelegt werden, „denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“ (Luk. 2, Vers 7). Seitdem sind unzählige Kinder geboren worden, für die oft nicht einmal eine Krippe da war, und es sieht nicht danach aus, daß sich dies in absehbarer Zeit ändern würde. Christen sind nüchterne Leute. Sie mißtrauen deshalb den Ideologen aller Schattierungen, die ihnen Programme zur Weltverbesserung anbieten. Sie wissen aber, daß mit Christi Geburt das Neue in die Welt kam, dem sie vertrauen können; denn „noch manche Nacht wird fallen auf Menschenleid und -schuld. Doch wandert nun mit allen der Stern der Gotteshuld.“

Beglänzt von seinem Lichte hält euch kein Dunkel mehr; von Gottes Angesichte kam euch die Rettung her“ (Jochen Klepper).

WERNER WEIGELT
fr. Königsberg i. Pr.

jetzt Celle, aus „Ostpreußenblatt“ 1980
Aus: „Uns ward aber dennoch geholfen“. Predigten und Andachten ostpreußischer Pfarrer an die zerstreuten Glieder unserer Heimatkirche. Herausgegeben von Hans Hermann Engel u. Werner Marienfeld. 1984 by Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen e. V., Leer (Druck: Rautenberg)

DER BISCHOF VON ERMLAND

Halle/Sa. (19). Mauerstraße 10
Am 1. Adventssonntag 1945

Meine lieben Diözesanen!

Meinen Mitbrüdern und Mitarbeitern im Weinberge des Herrn, den hochwürdigen Herren Pfarrern und Kaplänen und Euch allen, Männern und Frauen, Jungen und Alten, entbiete ich aus ganzem Herzen Gruß und Segen im Herrn.

In den letzten Monaten, in denen das Unglück überaus stark auf uns lastete, habe ich viele erschütternde Beweise der Liebe und Treue von Euch empfangen. Wohl niemals in den 15 Jahren, in denen ich Euer Bischof bin, haben Liebe und Treue einen solch beredten Ausdruck gefunden wie gerade in dieser Zeit. Wir, Bischöfe, Priester und Volk, waren schon immer ein Herz und eine Seele, jetzt sind wir es noch viel mehr. Gemeinsames Leid, gemeinsames festes Gottvertrauen hat uns noch mehr zusammengeschmiedet. Dem Herrn sei Dank dafür!

Wir sind ein Herz und eine Seele. Das geht aus den vielen Hunderten, ja Tausenden von Anfragen hervor, die an mich gerichtet werden. Überall die bange Frage: „Lebt unser Pfarrer noch? Leben unsere Priester? Können wir mit ihnen in Verbindung treten? Wir bangen um ihr Leben, wir sehnen uns nach ihnen, denn wir können nicht vergessen, was sie uns in der Heimat waren.“

Sind solche Anfragen in so übergroßer Zahl bei allem Kummer und Leid nicht ein herrliches Zeichen der Liebe und Treue? Im Namen aller ermländischen Priester danke ich Euch, meine lieben Diözesanen, für Eure Liebe und für Eure Treue.

Auch auf seiten der Priester lebt dieselbe Liebe, dieselbe Treue. Wie sehnen sie sich danach, gerade dort zu wirken, wo sich viele Ermländer aufhalten. Es ist ihnen dieses nicht vergönnt, da das ermländische Volk über ganz Deutschland verstreut ist. Ich will Euch einige Zahlen über unsere Priester nennen, aus denen Ihr erkennen möget, wie auch sie vom Unglück in gleicher Weise getroffen wurden und den Weg des Kreuzes gehen mußten, so wie Ihr alle.

Am Ende des Krieges gehörten zu unserer Diözese 370 Priester und Ordensleute. Davon halten sich jetzt 120 in Deutschland oder in Dänemark auf, 85 leben und amtieren in Ermland, 53 sind tot, 112 sind verschollen. Unserer toten Priester wollen wir in Liebe und Ehrfurcht gedenken.

Ich bitte Euch, betet für sie. 112 sind verschollen. Gebe Gott, daß sie noch leben. Mit vielen Tausenden von Ermländern mögen sie im Ural, am Kaspischen Meer, in Sibirien, am Weißen Meer oder sonst im Osten zu harter Arbeit verurteilt oder schon im Herrn entschlafen sein. Auch dieser Ärmsten wollen wir in besonderen Gebeten gedenken.

So wie die Priester mußte auch unser Volk leiden. Niemand wird wohl die Menge des Unglücks zusammenfassen können. Es gibt kaum ein Haus, kaum eine Familie, in der nicht Tote sind, oft in großer Zahl.

Ihr lebt verstreut über ganz Deutschland, auseinandergerissen die Familien, die Kinder versprengt. Ich will nicht weiter erzählen, denn das Leid ist zu groß.

Aber, meine Lieben, eines haben wir behalten, wofür wir Gott nicht genug danken können, den Glauben an Gott, ein felsenfestes Gottvertrauen. Gott ist unsere Stütze, Gott ist unser Heil, an ihn wollen wir uns klammern, kein Sturm soll instande sein, uns von ihm loszureißen.

Das hl. Weihnachtsfest will ich nicht vorübergehen lassen, ohne Euch zur Liebe Gottes hinzuführen und Euch bei ihm Trost finden zu lassen. Unsere hl. Kirche bereitet uns auf das Weihnachtsfest vor. Vier Adventswochen wecken in uns die Sehnsucht nach dem Herrn. Nur Er kann die Sehnsucht unseres Herzens stillen. In unserem Leid verlangen wir noch viel stärker als je nach ihm.

In der armen Krippe liegt Christus, aber er ist der König, der Herr. Von ihm heißt es, „er wird herrschen von einem Meere zum anderen... es werden ihn anbeten alle Könige, alle Völker werden ihm dienen (Ps. 71)“. Er ist der Herr, er wird seine Apostel aussenden und zu ihnen sprechen: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“ (Mth 28,20). Vor ihm wird ein Herodes zittern, ein Nero und ein Diokletian. Der von den Menschen Geächtete und an das Kreuz Geschlagene macht das Kreuz zu seinem Panier, zu seinem Siegeszeichen. Christus.

Kind, Herr, König, komm und rette uns und zögere nicht länger. Sieh, der Fürst dieser Welt, der Teufel, übt Macht über uns aus. Er geht gerade jetzt umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge (1. Petr. 5,8). Kind in der Krippe, Christus König, Herr, heute macht sich der Teufel breit, die Macht der Lüge und des Umstoßes erheben kühn ihr Haupt. Der Teufel hat uns in das Unglück gestürzt, komm, Herr König, zögere nicht, komm, richte Dein Reich unter uns auf, laß uns nicht untergehen, laß uns nicht in das wirtschaftliche oder seelische Proletariat hinabsinken.

Göttliches Kind, Du schließt und öffnest, Du hast Macht über die Stürme, Du hast Macht über den Satan, wenn Du schließt, kann keiner öffnen, wenn Du öffnest, kann keiner schließen. Du hast auch unser Schicksal in der Hand. „Wenn ich auch wandelte mitten im Todesschatten, so will ich mich nicht fürchten, denn Du, o Herr, bist bei mir.“ „Schlüssel Davids, komm und führe den Gefangenen heraus.“

Liebe Diözesanen! Wir sind die Gefangenen. Wir dürfen den Heiland in der Krippe auch um Befreiung aus unseren irdischen Ketten bitten, um glückliche Gestaltung auch unserer irdischen Zukunft. Bittet darum, wenn auch jetzt kaum eine Möglichkeit zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft sich bietet. Gott kann alles. Wo er schließt, kann niemand öffnen, wo er öffnet, kann niemand schließen. Vor allem aber wollen wir bitten um die Freiheit, Gott dienen zu können, alles überwinden zu können, was nicht Gott, was nicht Christus ist.

Und endlich bitten und beten wir: „O Oriens, o Aufgang und Abglanz des Ewigen Lichtes, Sonne der Gerechtigkeit, komm erleuchte uns, die wir in der Nacht und im Schatten des Todes sitzen.“

Meine Lieben! Für manche ist es Nacht geworden, das göttliche Licht ist ihnen entschwunden. Sie haben alle Hoffnung aufgegeben, sie sind der Verzweiflung nahe. Ihr Gottvertrauen ist ins Wanken geraten. Sie wissen nicht aus noch ein. Verzweifelt fragen sie: Woher, wohin, wozu? Wozu das Leben, wozu die Leiden, wozu die Quälereien? O, möge Euch Leidgequälten die Sonne des göttlichen Kindes strahlen. Er lehre uns durch das Beispiel in der Krippe, in der er in der größten Armut liegt, durch sein Beispiel am Kreuze, an dem er in furchtbaren Schmerzen hängt. Er lehre uns vom Tabernakel aus, in dem er Tag und Nacht für uns betet, für uns sich opfert. Er sei unser Licht, unsere strahlende und wärmende Sonne. Im Licht dieser Sonne ist alles hell, haben wir eine neue Erkenntnis und verstehen wir alles, den Sinn des Lebens, den Sinn des Leidens, der Widerwärtigkeiten, den Sinn eines mit Christus armen, verborgenen, demütigen, gekreuzigten Lebens. O Herr, Du bist das Licht und die Sonne, von Dir kommt alles wahre Leben, alle Einsicht, alles Glück, alle Kräfte, aller Reichtum, alle Fruchtbarkeit.

Möge Euch, meine lieben Diözesanen, der Heiland in der Krippe Weisheit, Kraft, Licht und Sonne sein. Ein schöneres Weihnachtsgeschenk kann ich Euch nicht wünschen und bieten. Es segne Euch der Herr von der Krippe aus. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.

Hirtenbrief des Bischofs von Ermland Maximilian Kaller zum 1. Advent 1945

Besinnliche Weihnachtserzählungen

O. W. BACHOR

Uns ist ein Sternlein vom Himmel gefallen!

Nach einer alten vertrauten Sage hat sich mitten in der Adventszeit, als der leise Schnee sich sanft auf die masurischen Fluren legte, ein kleines Sternlein aus der großen Schar der am Himmelgewölbe leuchtenden Brüder und Schwestern losgelöst und ist zur Erde herabgestiegen, gerade in den Hausgarten eines altbetagten Bauern.

Kurz vor dem Schlafengehen, als er noch die Runde durch Stall und Hof machte, sah er das leuchtende Etwas auf der Schneedecke liegen, näherte sich behutsam dieser Fülle von Licht, hob es auf, unwissend was es sei, und stellte es mit zitternden Händen in die große Stube, die zu dieser kalten Jahreszeit nicht bewohnt war.

Als am nächsten Tage die Kunde von dem seltsamen Stern durch das ganze Dorf ging, fanden sich die Bauern mit ihren Frauen und Kindern auf dem Bauernhofe ein, und man beschloß, den Stern als ein Zeichen des Himmels durch das Dorf zu tragen. In später Abendstunde, als das Abendrot nicht mehr schimmerte, trug der Hofbauer den Stern durch die Dorfstraße, und eine Hymne nach der anderen stieg aus der Schar der Dörfler zum klaren Abendhimmel empor. Und so blieb es!

Alljährlich, mit dem ersten Advent beginnend, wurden in Masuren selbstgebastelte, aus verbrauchten Korn- und Mehlsieben hergestellte siebenzackige Sterne mit dem allerbuntesten Seidenpapier beklebt, auf einem Tragestock, der die Drehbarkeit der Sterne zuließ, unter dem Gesang von Advents- und Weihnachtsliedern durch das stille Dorf getragen, die Menschen ermahmend, daß bald das Christkind wieder zur Erde niedersteigt.

In den stillen Walddörfern war man bemüht, andere Dörfer um die Zahl der Sterne zu überbieten. Schön war es, wenn vier bis fünf Sterne von hochgewachsenen Burschen durch das Dorf getragen wurden, dahinter die Sängerschar, Jungen und Mädchen des Dorfes, Erwachsene und die Kinder. Das älteste Mädchen gab das Lied an, und nun klangen die Advents- und Weihnachtslieder in den frostklaren Himmel empor. Mit Eifer wurden um diese Zeit daheim beim Lampenlicht die Lieder „Wie soll ich dich empfangen“, „Vom Himmel hoch da komm ich her“ und viele andere mehr auswendig gelernt, um das Dorfsingen zu bestehen.

Nun war das Gartentor des Pfarrhauses erreicht. Der Pfarrer trat aus dem Hause und dankte für den lieben Adventsgruß. Und dann ging's vor das Schulhaus, die Gasthäuser, vor die Tore und Türen der Bauern. Jeder der Besuchten gab ein kleines Geschenk mit.

Gleichviel, ob die Weihnachtsfeiern in den Schulen oder Kirchen Südostpreußens am Heiligen Abend oder am 1. Weihnachtsfeiertag in der Frühe gehalten wurden, die Sterne geleiteten mit ihrem hellen Schein die Gemeindeglieder zu den Andachtsstätten. Vor der armseligen Krippe verneigten sie sich und spendeten Licht in der Dunkelheit. Goldene Worte klangen durch den menschenfüllen Raum von der Liebe, die alle Jahre einmal zur Erde niedersteigt:

Heut ist uns ein Stern vom Himmel gefallen,
hat's keiner gesehen, es leuchtet uns allen,
es leuchtet die Weihnacht mit hellichem
Schein – ins Herz mir hinein!

RUTH GEEDE

Der Rauschgold-Engel

Sie hatte lange überlegt, ob sie zu dem Weihnachtsbasar gehen sollte. Der Morgen dieses Dezembersonntags war grau und mürrisch. Nebelfetzen hingen noch in den leeren Kastanienbäumen des nahen Parks, und eine müde Sonne quälte sich erst um die Mittagszeit durch den Dunst. Sonst hatte es am ersten Advent schon geschneit.

Wie oft war sie früher mit Hetachen und Erich in den Kleistpark gezogen, die kreischenden Kinder auf dem Schlitten. Und wenn sie dann mit roten Backen heimkamen, dufteten schon die Äpfel in der Ofenröhre, und Hetachen zündete das erste Licht am Adventskranz an. Dann hatten sie alle zusammen Pfefferkuchen angeteigt. Das mußte ja immer am ersten Advent gemacht werden, sonst wurden sie nicht richtig. Und wenn Vater dann nach Hause kam – er nahm vor Weihnachten gern die Sonntagsarbeit mit, weil es dafür gutes Geld gab –, wurde es erst recht gemütlich. Hetachen spielte auf der Blockflöte, und alle sangen die ersten Weihnachtslieder.

Ach, das war ja alles gar nicht so lange her. Nur ein paar Jährchen – aber sie zählten doppelt durch das Bittere, was sie gebracht hatten. Das Hetachen war nach Lötzen gegangen und später nach Cottbus. Ihre regelmäßigen Briefe waren die einzige Freude in dem leer gewordenen Leben der Johanne Abromeit.

Im nächsten Sommer wollte Hetachen vielleicht wieder ganz nach Königsberg kommen. An die ‚Barmherzigkeit‘. Ihr Bild mit dem rundlichen, gesunden Mädchengesicht unter der strengen Schwesternhaube stand oben auf der Kommode, dicht neben dem des verstorbenen Mannes.

Wenn Johanne Abromeit die Bilder abstaubte, hielt sie die Fotografien lange in der Hand. Eines liebte sie besonders, wenn es auch schon etwas verblichen war: Es zeigte den Vater mit dem Hetachen auf dem Schoß – und an seinem linken Knie lehnte der Erich und hielt sein Holzpferd fest an sich gedrückt.

Der Erich! An ihn mochte die Johanne Abromeit nicht mehr denken. ‚Echen‘ hatte sie ihn zärtlich genannt, als er noch ganz klein gewesen war. Und er war auch immer fast wie ein Mädchen gewesen, so ein bißchen verträumt und weich, gar nicht wie die anderen Bowkes da unten im Kleistpark. Daher hatte auch das Mädchen mit ihm ein leichtes Spiel gehabt, das er in Gumbinnen kennenlernte, als er dort diente. Und als er dann wieder nach Königsberg kam, stand seine junge Frau hinter ihm vor der Türschwelle, und man sah es ihrem Leib an, warum der Erich sie so schnell und heimlich geheiratet hatte.

Es hatte dann eine erregte Auseinandersetzung im Flur gegeben, und die Tür wurde vor der jungen Frau nicht geöffnet. Es fielen harte und dann böse Worte auf beiden Seiten. Zum ersten Male hatte auch der stille Erich aufgemuckt. Die junge Frau war schon lange die Treppe hinuntergegangen, vorsichtig in ihrer Schwere die Stufen nehmend, und der Mann folgte ihr hastig.

Sie waren nie wieder nach Kalthof gekommen.

Nur von irgendwelchen Bekannten hatte die Johanne Abromeit gehört, daß sie einen Jungen bekommen hatten und ein Jahr später ein kleines Mädchen.

Der Erich war nun Kutscher bei einem Fuhrunternehmer auf dem Sackheim. In einem Hinterhaus in der Yorckstraße sollte er wohnen.

Und was die Johanne Abromeit dann später noch gehört hatte, war nichts Gutes. Die Frau sollte nach der frühen Geburt des Mädchens krank sein. Sie konnte auch nicht mehr in anderen Häusern saubermachen, wie sie es zuerst getan hatte. Es war wohl ein rechtes Elend dort bei dem Erich.

„Was heiratet er solch eine Prachersche!“ hatte die Mutter nur geantwortet und dann getan, als ginge sie das alles gar nichts an. Aber sie konnte es doch nicht verhindern, daß ihre Gedanken zu dem Sohn gingen, jedesmal, wenn die Bahn an der Steilen Straße hielt. Es wären ja nur ein paar Schritte bis zur Yorckstraße gewesen.

Auch diesmal, als sie durch den frühen Adventabend zum Roßgärter Markt fuhr, um den Weihnachtsbasar zu besuchen, zu dem eine entfernte Verwandte sie eingeladen hatte, mußte sie an den Sohn denken. Wie die Kinder wohl aussehen mochten? Das Mädchen war schwarzhaarig, das hatte sie gehört. Aber der Junge? Vielleicht sah er so aus wie der Echen, als er noch klein war...

Ganz in Gedanken hatte sie nach dem Kosenamen der Kinderzeit gegriffen. Vielleicht lag das daran, daß ihr gegenüber so ein kleiner, blonder Junge saß, der das Gesicht gegen die Fensterscheibe preßte und aufauchzte, wenn im Vorbeifahren irgendwo in einem erleuchteten Schaufenster ein Tannenast mit bunten Kugeln oder ein Weihnachtsengel zu sehen war.

Es war ja der erste Advent.

Das wurde der Johanne Abromeit erst so recht bewußt, als sie den großen Saal betrat, in dem der Weihnachtsbasar stattfand. Kinder in weißen Nachthemden, als ‚Engel‘, um die blonden und braunen Köpfe Ringe aus steifem Goldpapier, boten Lose für die Lotterie an. Hinter einem der langen Tische, auf denen selbstgefertigte Dinge zum Kauf bereitlagen, winkte die Verwandte, eine behäbige Frau mit einem gutmütigen, vollen Gesicht.

„Komm‘ her, Abromeitsche, du mußt mir auch was abkaufen. Vielleicht ein paar Patschakes oder paar Mauchen! Es trifft ja keinen Armen. Du hast doch für niemanden zu sorgen als für dich selbst...“

Das traf die Johanne Abromeit wie ein Stich in das Herz. Sie kaufte hastig ein Paar gehäkelte Topflappen und ging dann weiter.

„Kaffee und Kuchen, Madamchen?“ Sie setzte sich und trank genießerisch eine Tasse Kaffee, der gut und stark war, und aß zwei Stücke von dem duftenden Streuselfladen.

Plötzlich stand ein Engel vor ihr, so ein ganz druggliger, pausbackiger, mit Augen wie blanke Murmeln. Er schien schon eine Menge Schokolade verzehrt zu haben, wie der Bart um den Mund und die Flecken auf dem Engelsnachthemd bezeugten.

„Nimmst du mir meine beiden kleinen Lose ab?“ fragte der Engel.

Johanne Abromeit zog mit einem kleinen Lächeln das Portemonnaie aus der Tasche und erstand die Lose.

„Nu aufmachen!“ kommandierte der Engel weiter.

„Hurra, gewonnen!“ schrie er dann wenig engelhaft los, als auf den auseinandergerollten Zetteln Nummern zu sehen waren. „Ich hol‘ dir die Gewinne, bleib‘ man sitzen!“

Nach kurzer Zeit kam der Engel wieder, hielt strahlend in der Hand einen Hampelmann, in der anderen einen großen Rauschgoldengel. „Fein, was? Du hast aber Glück gehabt! Da werden sich deine Enkelchen freuen!“

Die Worte konnte die Johanne Abromeit nicht vergessen, als sie kurze Zeit später die Königstraße entlangging. Sie hätte dem kleinen Engel doch die Gewinne schenken sollen, darauf war sie gar nicht gekommen. Es wäre das Beste gewesen. Was sollte sie schon mit einem Hampelmann oder gar mit einem Rauschgoldengel?

An einem Mauervorsprung blieb sie stehen.

Vorsichtig nahm sie den Rauschgoldengel aus der Tasche. Der eine Flügel hatte etwas gelitten. Sie bog ihn vorsichtig zurecht. Solche Engel hatte sie früher zu jedem Weihnachtsfest für die Kinder gemacht, für die Heta und den Erich. Jetzt sah sie, daß der Engel ein Band hielt. Sie hielt ihn weit von sich ab, in der Art weitsichtiger, alter Leute, und las:

FRIEDE AUF ERDEN

UND DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN!

Und da begannen plötzlich von der Sackheimer Kirche her die Glocken zu läuten. Es war, als zögen sie die Johanne Abromeit die Prinzenstraße hinab, ja, als müßte sie schneller und schneller gehen, um ja nichts zu versäumen.

An der Yorckstraße hielt sie an, bog hastig um die Ecke, bis sie vor dem Haus stand. Sie schritt durch den schwach erleuchteten Flur, stieg eine Treppe hinab und tastete sich über den dunklen Hof. Im Flur des Hinterhauses suchte sie nach dem Namen. Sie fand ihn im dritten Stock.

Noch einmal verharnte die Johanne Abromeit. Es war, als wolle sie die Treppe hinuntereilen, fort von dem, was sie erwartete. Aber dann drückte sie auf den Knopf der Klingel. Das

Kind, das zögernd öffnete, sah zuerst den Rauschgoldengel in der Hand der fremden Frau. Die ganz hellen Augen unter dem blonden Haar – Erichs Augen – weiteten sich vor Staunen und jähem Glück. „Ein Engel ist da“, rief das Kind, „kommt, kommt, ein Engel ist da!“ Der Mann, der im Türrahmen stand, hob die Hände. „Mutter, du bist gekommen?“ Und als sie dann in die kleine Küche hineinschritt, zitterten die Flügel des Rauschgoldengels in den Händen der Johanne Abromeit, als wolle er sich erheben und auffliegen...

Aus: Ruth Geede, Rote Korallen. Ostpreußisches Mosaik. Hrsg. von Ruth Maria Wagner. 1977 by Verlag Gerhard Rautenberg, Leer

HANSGEORG BUCHHOLTZ

Die Flucht

Das Land lag eingebettet in den Schnee. Die Seen hatte er in weiße Wiesen verwandelt. Die Wälder hatten von seinem Glanz den Atem verloren. Die Gräben und die Furchen waren zugedeckt von ihm und die Straßen und Wege überweht. Da war nicht Möwenruf in der Luft, kaum ein Krähschrei, und kein Milan zog durch den unendlichen Himmel. Die Welt schwieg, als habe sie kein Wort mehr für die Zeit, und das Land lag, als sei es nur ein Bild. Die Dächer der Höfe, die grauen, senkrückigen Firsten der Katen duckten sich tief. Die Erde schwieg vor dem Schnee, aber diese Stille war mehr als der verhaltene Atem des Windes. Sie war mehr noch als die lautlose Sprache der zu Eis erstarrten Wasser. Diese Stille war tiefer und tödlicher als die Winterstarre der Felder und Wälder und des ganzen unendlichen Himmels darüber. Das Land schwieg in der Angst der Verlassenheit.

Wie ist es nur so seltsam, seit sie fort sind, dachte des Kätners Tochter. Es ist wie Feiertag. Es ist wie Begräbnistag, wie Friedhof ist es. Sie trat leise auf, wenn sie von der Kammer in die Küche ging, als ob das Knarren der Dielen irgend etwas Unheimliches wecken könnte. Sie huschte scheu durchs Haus, als stünde ein Sarg in der Stube.

Wie war sie hastig, wenn sie an den Brunnen ging, der vor dem Stalle lag. Noch stach es in ihren Fußsohlen wie Nadeln bei jedem Schritt; denn sie hatte kaum das Wochenbett verlassen. Sie schrak zusammen, wenn der Eimer schepperte, wenn die Kette des Hofhundes rasselte, wenn in der Mittagswärme ein Plocken Schnee vom Dache mit dumpfem Aufprall niederfiel. Sie wagte nicht über die Buchenhecke und den verschneiten Garten hinweg zum See hinauszusehen. Seit der Nacht war die Fahrbahn, die ihn wie eine sichere Straße überquert hatte, verweht. Sie schlug die Augen nieder vor der Dorfstraße. Da gackerte kein Huhn, da läutete kein Schlitten. Kein Rauch wehte über den grauen Giebeln, und kein Hund bellte mehr.

Gestern waren die letzten gegangen. Über den See waren sie fortgezogen. Die Nacht hatte ihre Spuren verweht.

Wenn das Mädchen in der bleiern Stille des Hauses plötzlich von der Angst angerufen wurde und so wie erwachend in irgendeiner Arbeit innehielt, erschien ihm alles Tun bedeutungslos. Es wurde sich selbst gewahr und sah sich wie ein Blatt, das im Herbst auf dem See treibt.

Es fror dann bis in die Seele hinein und eilte rasch in die Kammer hinüber. Dort stand die Wiege. Sie war ein altes, derbes Stück. Vielen Generationen hatte sie zum ersten Lager gedient. Zwischen den blaukarierten Kissen lag das zarte Kind. Es war in den Weihnachtstagen geboren und erst wenige Tage alt. Bei ihm lauschte die junge Mutter. Sein Atem schien außer ihr selbst das einzige Lebendige noch auf der erstarrten Welt zu sein. Sie kauerte sich neben die kleine Schlafstatt. Sie preßte ihr Gesicht gegen das alte Holz. Ach, nun waren sie getrennt. Wie gerne hätte sie es noch schützend in sich getragen. Wie furchtbar war die Welt, und was kroch nun aus ihr heran?

Gewiß, es war ihr freier Wille gewesen. Sie hatte sich entschieden, hier zurückzubleiben,

auch auf die Gefahr hin, daß man sie totschiagen würde. Ihr schien es so, daß sie keine andere Wahl habe. Sie konnte nicht mit jenen mitziehen, die nicht mehr die Ihren im Herzen waren. Sie hatten ihr zu viel Haß und Verachtung zuteil werden lassen in der letzten Zeit. Wie hätte sie mit ihnen jetzt in engster Gemeinschaft leben und ihres Kindes Rettung ihnen anvertrauen können?

Sie war geblieben, und langsam, Stunde um Stunde, wie Wasser steigt um den Verlorenen, war dann die Angst gestiegen, die aus der Leere kommt wie der Frost aus dem einsamen Raum. Die Angst ergriff sie und nahm Besitz von ihr mit dem schwingenden Licht. Sie sah in den großen Kaddigsträuchern, die vor dem Walde standen, Männer. Sie wagte nicht, die Lampe anzuzünden, um nicht dem Feind den Weg zu weisen. Vielleicht waren sie schon am Waldrand, diese anderen? Vielleicht waren sie schon im Dorf und plünderten die verlassenen Häuser?

Die Angst ließ sie dem Kinde in der Wiege zuflüstern: „Wenn wir diese Nacht überstehen, laufen wir morgen über den See. Ich werde dich an meine Brust nehmen, mein Vögelchen. Ich werde dich ganz weich betten bei mir, mein Falterchen. Du sollst es warm haben, so lange ich noch einen Blutstropfen lebendig in mir habe, du mein Käferchen, mein goldenes!“

Sie ging an diesem Abend nicht schlafen. Sie hockte in der Dunkelheit vor dem Herd und starrte in die Glut. Sie bedachte, was geschehen würde und wie sie es doch vielleicht noch zum Guten wenden könne. Und sie befragte sich, wie es geschehen war, daß sie hier in der großen Angst der Verlassenheit zurückgeblieben war mit einem Kinde!

Sie war mit des Bauern Sohn aufgewachsen. Erst waren sie wie Geschwister gewesen, dann wurden sie zu Liebenden. Was war er für ein stiller, guter Junge! Gehörten sie nicht für immer zusammen? Als er in den Krieg mußte, hatten sie sich gelobt, einander alle Woche einen Brief zu schreiben. Nein, sie hatte nicht oft geschrieben. Ach, das Schreiben war schon in der Schule beim alten Kantor nicht ihre Freude gewesen. Aber sie dachte doch immer an den Geliebten und tat alles mit ihm in Gedanken. Wie würde sie ihm davon sprechen und ihre Liebe beweisen, wenn er erst wieder da war! – Und dann kam er einmal, er sah sie gar nicht an, er ging mit anderen. „Du hattest mich wohl schon vergessen“, meinte er.

Und dann war dann dieser Fremde auf dem Hof gewesen, der junge Gefangene. Sie hatte Mitleid mit ihm gehabt. Auch war sie selbst sich verstoßen vorgekommen und einsam wie jener. Sie konnte es sich auch jetzt nicht sagen, wie es eigentlich hatte geschehen können. – Nachher, als es herausgekommen war, brachte man ihn fort. Der Vater schlug sie, und ihre Mutter beschimpfte sie, und vielleicht hätten sie im Dorf sie noch totgeschlagen. Es war ein Leben wie in der Hölle. Darum also hatte sie nicht mit diesen Menschen mitziehen können, und darum hatte man sie vielleicht auch nicht im letzten überredet, das Kind zu retten.

Um das Fenster strich der Nachtwind jetzt. Lang und dumpf dröhnte das Eis des Sees durch die tiefe Stille. Sterne blitzten frostklar aus dem hohen Himmel, und der Mond hob seine schmale, goldene Sichel aus dem Wald. Der Hund bellte nicht, aber ein Schritt ging. Es knirschte der Schnee. Sie hörte es deutlich. In der Schwäche ihres Leibes wurde das Herz ihr zum dröhnenden Hammer.

Es knirschte der Schnee. Es gingen Schritte. Jetzt kam es zum Fenster. Sie warf sich über die Wiege und umklammerte das harte Holz. Dann rief eine Stimme draußen ihren Namen. Der Klang durchbebte sie und hob sie wie eine Welle. Sie fuhr empor und zur Tür und öffnete. Er war es.

Er, den sie als Kind schon geliebt und den eine törichte Stunde in ihr verriet und doch nicht auslöschte. Er war gekommen, den sie immer im Herzen getragen hatte. „Was willst du?“ fragte sie zaghaft. „Dich holen, ehe es zu spät ist“, antwortete er. Später, als sie sich für Augenblicke ausruhend gegenüber saßen, lächelte er sie an und ganz aus der Tiefe des Herzens. Er sagte: „Ich dachte an die Zeit, als wir noch beim Kantor in der Schule saßen. Einmal mußte ich die Geschichte von der Flucht der Heiligen Familie aufsagen, und du halfst mir ein. ‚Stehe auf, und nimm das Kindlein und seine Mutter und fliehe, sprach der Engel zu Joseph... Da stand er auf und nahm das Kind und seine Mutter des Nachts und entwich‘...“

Sie gingen dann, als gegen Morgen die Sterne verblaßten und ein dichter Dunst vom See her

den Grund zu füllen begann. Das Land lag im Schweigen des Frostes, aber mehr noch in der frierenden Angst der Verlassenheit. Sie waren die letzten, die über den See kamen. Als der Tag aufstand und an allen Zweigen, Ranken und Halmen der Rauhreif im Sonnenlicht funkelte, stieg über den geduckten Firsten des Dorfes Rauch auf und eine rote Flamme.

Aus: Ostpreußenblatt vom 25. Dezember 1951 – Jahrgang 7 – Folge 26

ARNO SURMINSKI

Heiligabend '46 in Holstein

Lohnt es sich, Weihnachten 46 zu beschreiben? Vor allem war es kalt, weit unter null Grad. Am 24. nachmittags fiel der Strom aus. „Nicht einmal Schnee haben sie in diesem Holstein“, klagte die Mutter.

Knecht Stolten mistete den Pferdestall aus, seine letzte Arbeit am Heiligen Abend. Melker Kassebohm versorgte die Kühe mit Haferstroh und Steckrüben. Er machte früher Schluß als sonst. Auch Ella kam schon um halb sieben vom Melken zurück in den Hühnerstall und brachte mehr Milch mit als an den anderen Tagen, denn es war Weihnachten.

„Haben wir keinen Tannenbaum?“ fragte Kurt.

Ach du lieber Himmel, daran hatte niemand gedacht, nicht einmal Ella; denn Tannenbäume kann man nicht essen, die stehen nur so herum.

„Du hättest ja einen holen können“, meinte Ella bissig.

„Unser Bruno hätte uns einen schönen Tannenbaum besorgt“, sprach die Mutter mehr zu sich als zu den Kindern.

Kurt sah sie an und begriff, daß Bruno den Tannenbaum nicht aus dem Kudenower Wald geholt hätte, sondern aus dem Borkener Forst in der Nähe von Kruglanken, wo in Mutters Erinnerung die allerschönsten Tannenbäume der Welt standen. Kurt nahm sich vor, für künftige Weihnachtsfeste Tannenbäume zu beschaffen, Berge von Tannenbäumen, soviel die Mutter wollte. Er lebte erst ein paar Tage in Kudenow, aber in der kurzen Zeit war ihm klargeworden, daß er etwas tun mußte. Du hast Pflichten, Kurt Marenke! Du bist nicht zu deiner Mutter heimgekehrt, um unter ihren Rock zu kriechen und Kind zu spielen.

Ella zündete die Hindenburgerkerzen an, die auf der Fensterbank standen. Fünf Stück, die reinste Verschwendung.

„Ein richtiger Weihnachtsmann kommt natürlich nicht“, sagte die Mutter. „Ihr seid schon groß genug. Und viele Geschenke gibt es sowieso nicht.“

Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Mutter. Es ist doch eine ganze Menge, was du im Laufe des Jahres zusammengeschleppt hast. Eine Schürze voller Äpfel, von wilden Bäumen im Knick gepflückt und für Weihnachten auf dem Schrank verwahrt. Sie sind zwar nur gebraten und mit Sirup bekleckert genießbar, aber doch richtige Weihnachtsäpfel. Auch ein Beutel mit Haselnüssen tauchte auf, die Ella im Knick geerntet hatte. Schließlich Pfefferkuchen wie zu Hause, dazu eine Kaffee-Torte, aus Kaffee-Ersatz-Pulver gebacken und mit Vanillepudding garniert. Ein Geheimnis blieb, wo die Mutter das Marzipan aufgetrieben hatte. Kein Lübecker Marzipan, kein Königsberger Marzipan, nur Marzipanersatz, zusammengemischt aus Grieß, Puderzucker und Mandelöl. Die Mutter hatte den Brei zu Herzen geformt und über der heißen Ofenplatte flambiert. Zum Wärmen gab es Ersatz-Glühwein aus Holunderbeersaft. Ersatz-Weihnachten. Ersatz-Zuhause.

„Wer weiß, wo unser Bruno Weihnachten feiert...“, sagte die Mutter plötzlich.

Ella stieß Kurt an. „Wenn sie so früh mit Bruno anfängt, wird es schlimm“, raunte sie ihm ins Ohr.

„Manchmal denke ich, Bruno ist schon zu Hause in Kruglanken. Der ist gar nicht erst in den Westen gekommen, sondern gleich aus der Gefangenschaft nach Hause gegangen. Da sitzt

er nun und wartet auf uns. Und wir treiben uns in der Weltgeschichte herum.“

Die Mutter kam nicht zur Ruhe. Sie saß, die Hände im Schoß, auf einem Stuhl zwischen Kanonenofen und Fenster und erzählte. Meistens von Bruno. Wenn der nach Hause kommt, fängt das Paradies an. Der allein kann helfen. Zweiundzwanzig Jahre ist er alt, in der besten Kraft der Jugend. Er wird zur Arbeit gehen und so reichlich Essen heranschaffen, daß alle Marenkes satt werden. „Vor zwei Jahren hat er zuletzt geschrieben. Erinnert ihr euch noch daran, Kinder? Damals war er in dem Gebirge hinter Polen, das so groß ist wie die Alpen. Und wir lebten noch zu Hause... Denkt ihr überhaupt noch an zu Hause, Kinder? Am Weihnachtsmorgen sind wir mit dem Schlitten in die Kirche gefahren. Kein Schmuttelwetter wie hier in Holstein, sondern herrliche, trockene Luft. Die Glocken am Pferdegeschirr bimmelten.

Und die Kirchenglocken bimmelten auch. Zu Mittag gab es Kalbsbraten, soviel jeder essen wollte. Weißt du noch, Kurtchen, wie dir nachmittags ein Tortenstück auf den Pullover fiel? Das gab einen fürchterlichen Kleister auf dem schönen neuen Pullover...“

So erzählte sie und erzählte. Die große Angst der Mutter war es, die Kinder könnten die Heimat vergessen, könnten sich wohl fühlen in diesem Kudenow und eines Tages nicht zurückwollen, wenn die große Fanfare zur Heimkehr ertönte. Für den Abend fuhr die Mutter aus der Kruglanker Erinnerung Schinken, Rauchwurst und Stülze auf, auch ein Glas mit eingelegten Klopsen. Für Kurt gab es extra Bauernfrühstück mit mehr Eiern als Kartoffeln. Auch vergaß sie den Punsch nicht, den sie in Kruglanken spätabends aus der Röhre des Kachelofens geholt hatten; ferner gab es in der Erinnerung reichlich Bratäpfel und ein Glas eingelegter Gurken nach polnischer Art.

„Wenn wieder Weihnachten ist, sind wir zu Hause“, behauptete die Mutter zuversichtlich. „Die können uns nicht ewig wie Zigeuner durch die Welt ziehen lassen. Einmal kommen die Menschen zur Ruhe. Die Russen und die Polen können das viele deutsche Land überhaupt nicht bewirtschaften. Die brauchen uns, sonst verfallen die Höfe, und die Felder verwildern.“ Plötzlich griff die Mutter nach Kurts Hand. „Du bist schon über eine Woche hier, Kurtchen, und hast noch nicht erzählt, wie es dir ergangen ist. Haben sie dir weh getan, Kurtchen?“

Die Mutter blickte ihn fragend an. Er spürte, daß er etwas sagen mußte, weil er ihr nahe war. Aber ihm fiel nichts ein. Was gab es da viel zu erzählen? Es war ihm nicht anders ergangen als den anderen. „War es nicht schrecklich, zwei Jahre allein zu sein?“

Aber nein, Mutter, allein ist Kurt Marenke nie gewesen. Immer gab es Menschen in seiner Nähe, böse und gute. In den Puschlangen vor der Essenausgabe, in den Entlausungshallen, an Lagerzäunen und in überfüllten Zügen. Überall Menschen: Soldaten, feindliche und deutsche, Frauen, Kinder, alte Männer, Gefangene, Kranke, Tote, Aufseher, Ärzte, Krankenschwestern, Essenausteiler... alles Menschen.

„Weißt du noch, Kurtchen, wie ich geweint und gebettelt habe, sie sollten dich nicht mitnehmen? Aber die Russen wollten Kinder haben, die die erbeuteten Pferde aus der Frontlinie nach hinten brachten. Den deutschen Männern trauten sie nicht. „Du brauchst keine Angst zu haben, deutsche Mutter“, sagte der russische Offizier und lachte. „In zwei Stunden hast du deinen kleinen Fritze wieder.“ Von wegen zwei Stunden – zwei Jahre hat es gedauert. Kaum warst du weg, da kam der deutsche Gegenangriff. Wir wurden befreit, aber du warst mit den Pferden bei den Russen.“

„Hört endlich auf, von früher zu reden“, mischte sich Ella in das Gespräch. „Davon wird es auch nicht besser.“

Ella saß am Fenster und blickte zur Burg, die verschwenderisch in das weihnachtliche Dunkel leuchtete, eine strahlende Lichtquelle, die die Motten anlockte und die Gedanken. „Da prassen sie wieder“, meinte die Mutter.

Vom Hühnerstall aus war der Weihnachtsbaum in der guten Stube des Bauern Kock deutlich zu erkennen. Das Licht der Kerzen fiel auf den Hof; es hätte sogar die dunkle Scheune erreicht, wäre es nicht von dem mächtigen Buschholzberg aufgehalten worden.

„Drei Enten hat sie geschlachtet“, fuhr die Mutter fort. „Wenigstens das Blut hätte sie uns für Schwarzsauer geben können. Aber sie haben einen Kopf aus Holz und ein Herz aus Stein, diese Holsteiner.“ Ella drückte die Nase an die Scheibe. Breit und behäbig lag die Burg

vor ihr, von keinem Sturm zu erschüttern, ein Fels in der Brandung, von allen Fluten verschont.

Kurt starrte seine Schwester an. Was denkst du, liebes Schwesterlein? Möchtest du eines Tages in einer solchen Burg leben mit drei geschlachteten Enten auf dem Weihnachtstisch und einer Speisekammer mit Eingemachtem?

„Wenigstens euch Kindern hätte Kock etwas schenken können“, beschwerte sich die Mutter. Sie dachte nur an Ella und Kurt, nicht an das Dutzend in der Scheune. Aber wenn Bauer Kock zu schenken anfängt, muß er denen in der Scheune auch etwas geben, und das wird alles viel zuviel. In dieser Flut des Elends fand man keinen Anfang und kein Ende mit den Weihnachtsgeschenken, und deshalb ließ Kock es lieber ganz.

Es war der Augenblick gekommen, Mutters Lieblingslied anzustimmen: Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin? Es war eine fromme Lüge, dieses Lied, denn natürlich kam es auf Geld und Gut an, allein darauf. Die Mutter liebte jene Strophe, die ihrer Meinung nach eigens für Bauer Kock in Kudenow gedichtet worden war und in der es hieß:

So mancher lebt in Überfluß,
hat Haus und Hof und Geld.
Und ist doch ständig in Verdruß
und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
nie schweigen seine Klagen still.

Bevor die Mutter zu ihrem Lied kam, fingen sie in der Burg an zu singen. Stille Nacht. Bauer Kocks Stimme vornweg, dahinter der brummende Opa, etwas schrill die Bäuerin, verhaltener Ina, die Köksch. Melker Kassebohm schwieg ganz, machte nur die Mundbewegungen mit; dafür sang Knecht Stöten um so lauter.

Und sie bekamen Antwort. Die Scheune sang O du fröhliche. Was gab es denn da Fröhliches? In der Lautstärke war die Scheune überlegen, denn sie bot fünfzehn Sänger auf, die Kinder nicht mitgerechnet. Außerdem eine Flöte zur Begleitung. Der Hühnerstall in der Mitte vernahm die frohe Botschaft von beiden Seiten. Kurts Sorge war, der Gesang aus der Scheune könnte nicht in der Burg ankommen, sondern von den dicken Mauern abprallen. Aber die Burg sollte hören, wie die Scheune sang.

Lange hielt Kurt es im Hühnerstall nicht aus. Er rannte über die gefrorenen Pfützen des Hofplatzes zur Scheune und stand staunend vor der mächtigen Fichte, die der alte Petscheli auf seinem Handwagen zusammen mit dem gebildeten Menschen aus dem Kudenower Wald geholt hatte. Ein Weihnachtsbaum ohne Kerzen, weil so etwas feuergefährlich ist in der Scheune. Im Vordergrund sah Kurt den Gebildeten steif und feierlich mit funkelnden Brillengläsern den Gesang dirigieren. Die beiden Flötenkinder nahe bei ihm, die übrigen Kinder im Halbkreis. Aus den Scheunenfächern blickten die Gesichter der Alten. Da fehlten nur noch ein Esel, die Krippe und ein schreiender Säugling. Bethlehem in der Kundenower Scheune bei sechs Grad unter Null und steifem Nordostwind, der gegen das Holz der Scheunenwand drückte.

Aus: Arno Surminski, Kudenow oder An fremden Wassern weinen, (©) Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Ein schmutzig grauer Himmel hing über der Stadt. Die Straßen waren feucht, die Bäume standen wie schwarzer Scherenschnitt in der sinkenden Dämmerung. Kein winterlicher Schnee erfüllte die Luft, keine trockene Kälte durchdrang wohligh die Lungen, wie man es von Ostpreußen her zu Weihnachten gewöhnt war. Maria Kalduhn stand am Fenster des Schlafzimmers und schaute auf den Westfriedhof, der hinter dem Haus lag. Einen Augenblick ruhte sie aus, bevor sie weiter die Bescherung für die Kinder vorbereitete. In diesem Jahr mußte früh besichert werden, denn spätestens um sieben wollte sie wieder im Krankenhaus sein, um den Schwerkranken zu versorgen und die Nachtschwester zu entlasten.

Sie nahm die Geschenke für die Kinder aus dem Versteck im Kleiderschrank, bescheidene Gaben: ein Etui für die Schule, ein Märchenbuch, einen Stoffhund für die Jüngste. Und doch: wie froh war man, schon wieder etwas kaufen zu können zum Weihnachtsfest 1951. Die allerbitterste Not der ersten Jahre nach der Flucht schien überwunden, und nun war eine neue Sorge da, die die Zukunft verdunkelte.

In den langen Stunden, die sie bei ihrem kranken Mann gewacht hatte, hatte sie Kinderpullover gestrickt und Puppenkleider genäht. Und während sie auf die keuchenden Atemzüge des Kranken gehorcht hatte, war die Angst oft übermächtig geworden. Was sollte sie tun, eine Flüchtlingsfrau aus dem Osten mit drei Kindern, das jüngste noch nicht in der Schule, die alles verloren hatte und selbst einen gesundheitlichen Schaden von den Strapazen der Flucht? Was sollte sie tun, wenn der Ernährer ausfiel, der Familienvater ging? „Millionen müssen damit fertigwerden!“ war der einzige Trost, den sie bisher gehört hatte.

Von der nahen Stadtkirche läuteten die Glocken, als in dem bescheidenen Wohnzimmer der Weihnachtsbaum brannte. Die Kinder spielten selbstvergessen, kochten Brei für die Puppen und nannten sich gegenseitig Josef und Maria. Es war stockdunkel, als Maria Kalduhn das Haus verließ. Weihnacht, die eine Nacht der Herrlichkeit – es blieb dunkel, als sie an der Gärtnerei Reckert vorbeiging, von der Massener Straße in den Nordring einbog und das Katholische Krankenhaus erreichte. Die Pfortenschwester erkannte sie sofort. „Gesegnete Weihnachten, Frau Kalduhn!“ sagte sie ernst.

Auf dem Weg zur Station 2 zögerte Maria Kalduhn. Mitten auf dem Treppensatz blieb sie stehen. Ihre Beine wollten nicht mehr. Seit Tagen die bange Frage: Wird er mich erkennen? Das ernste Gesicht des Chefarztes: „Wir haben die Krise noch nicht überstanden, Frau Kalduhn. Wenn die Sepsis nicht dazugekommen wäre –“ Seit Tagen die immer wiederkehrende Gewißheit: Er erkennt mich nicht – er ist nicht bei Bewußtsein – „Zur Kapelle“ stand auf dem Wegweiser, und Maria Kalduhn folgte ihm. Nur fünf Minuten ausruhen, bevor sie in das drückend warme Zimmer trat, zu den keuchenden Atemzügen, die die entzündete Lunge ausstieß... Die Kapelle war schwach beleuchtet. Das ewige Licht glühte. Zwei Vincentinerinnen knieten im Gebet versunken, die spitzen Flügelhauben nach vorn gebeugt. Maria Kalduhn setzte sich in die letzte Bank. Sie war selten in einer katholischen Kirche gewesen. In ihrer Heimat war man protestantisch. Ihr Blick fiel auf eine geschnitzte Marienfigur, die das Jesuskind auf dem Schoß hielt, eine schlichte Maria aus braunem Holz. Die Marienfigur – die Marienburg – Mai 1935: Sie machten ihre Hochzeitsreise, das Ziel: die Marienburg in Westpreußen, das Wahrzeichen des Ordenslandes, das grandiose Bauwerk. Ein unvergeßliches Erlebnis, für Maria Kalduhn nur etwas beeinträchtigt dadurch, daß sich der kleine Friedrich bereits anmeldete und ihr hin und wieder zu schaffen machte. Die überdimensionale Marienfigur in der Nische außen an der Burg, farbenfroh und prächtig, hatte sie damals besonders beeindruckt – glückliche Zeiten – verlorene Heimat – und endlich liefen ihre Tränen, eine Wohltat nach den Wochen und Tagen voll Sorgen und Ängsten. Sie faltete die Hände und schaute auf das Kind, das auf dem Schoß seiner Mutter die Ärmchen zu dem Betrachter hin ausbreitete, auch zu ihr. Das gedämpfte Licht im Krankenzimmer ermüdete; Maria Kalduhn hatte ein Tuch über die Lampe gehängt. Die Augen fielen ihr zu. Da sprach jemand zu ihr. „Maria, bist du da? Wo sind denn die Kinder?“ Sie stand auf. „Maria“, sagte ihr Mann klar und deutlich. „Wie spät ist es?“ Er schaute sie fest an. Sie nahm seine Hand. „Es ist Mitternacht“, sagte sie. „Es ist Weihnachten!“

So Einer sich erbarmet

Als der alte Kämmerer im Jahre des Schreckens seine Heimat verließ und sich zum zweitenmal in seinem Leben, zusammen mit der Enkeltochter und ihrem neugeborenen Kind, auf die Flucht begab, da war er zeitweise schon ein wenig verwirrt im Geiste. Er hätte vielleicht auch nie das große Wagnis auf sich genommen, wäre nicht der versprengte Soldat gekommen und hätte so eilig darauf gedrängt, das Pferdchen endlich vor den bereits gepackten Wagen zu spannen, und er werde ihnen schon helfen, so sagte er. „Wie können Sie uns wohl helfen?“ hatte der Kämmerer gemeint, „wo Sie selbst so schwer verwundet sind!“

Aber der Soldat hatte nur bitter gelacht und kein Hehl daraus gemacht, daß es mit dem blutigen Kopfverband so eine eigene Bewandnis habe. „Laß man, Alterchen“, hatte er gesagt, „das verstehst du nicht!“ Und von da an waren sie wie eine Familie. Der Soldat war rührend besorgt um den zittrigen alten Mann und die junge Frau und ängstlich behutsam mit dem Kind, als wäre er nicht durch die langen, rauhen Kriegsjahre hindurchgegangen. So waren sie ein Teil geworden des großen Flüchtlingszuges durch Eis und Schnee und über die Ströme hinweg und waren schließlich mit zerbrochenem Wagenrad und dem völlig ermatteten Pferd irgendwo an der Landstraße liegengelieben. In einer leeren Kate hatten sie Unterschlupf gesucht für die Nacht. Der Soldat hatte ein Feuer angemacht auf dem offenen Herd und war auf Kundschaft ausgegangen. Vielleicht fand sich irgendwo ein heiles Rad oder ein besseres Pferd oder sonst ein Helfer in der Not. Die junge Frau hatte das Kind besorgt und saß nun geruhsam, es zu nähren. Der Alte hockte neben ihr, ein wenig erschöpft, aber still und gelassen. Er schaute in die Glut, als wäre alles Gegenwärtige schon wieder weit von ihm abgerückt. Das schützende Dach über dem Kopf, die wohlige Wärme und das tröstliche Licht des Feuers, dazu die rührend zarten, behaglichen Laute des trinkenden Kindes, dies alles schuf um die Heimatlosen ein wundersames Gefühl der Geborgenheit. Hin und wieder stand der Alte auf, holte Holz oder ging an die Tür, nach dem Soldaten Ausschau zu halten. Vielleicht hatte er den getreuen Begleiter aber auch schon wieder vergessen? Man wußte bei ihm nie, war es das Vergangene oder das Zukünftige, das ihn bewegte.

„Es hat geschneit und ist nun ausgeklart“, sagte er, „der große Wagen steht überm Haus. Bald wird Weihnachten sein, Tochterchen!“

„Ach, Großvater“, sagte die Frau, „Weihnachten, das ist doch schon lange vorbei, und wer weiß, ob wir das Fest noch einmal erleben...! Sloap, min Kindke, kleene“, summte sie vor sich hin.

„Ja, ja, ich werd ihn schon wiegen, deinen Kleinen“, sagte der Kämmerer und zog das Tuch dichter um ihre Schultern. Dann hockte er sich wieder nieder, wickelte sich in den grauen Woilach und stützte sich schwer auf den eichenen Stock, den er noch von zu Hause mitgenommen hatte. Seine Augen waren unentwegt auf die dunkle Tür gerichtet, die in die Welt nach draußen führte. „Schlaf man, Jungchen“, sagte er, „wenn du groß bist, sollst bei mir das Reiten lernen!“ und ein andermal: „Schlaf, mein Jungchen, wenn du groß bist, sind wir wieder zu Haus und dann darf kein Krieg mehr sein...“

„Ja, Großvater –– Nein, Großvater!“ sagte die Frau und wußte nicht, wie sie ihm sonst auf seinen Gedankengängen folgen sollte.

„Bald ist Weihnachten, Tochterchen“, hub er wieder an. „Der Stern steht überm Haus, und sie werden uns schon finden, die Hirten!“

„Ja, Großvater“, erwiderte die Frau und dachte im Augenblick nur, wie gut es sei, daß dem zarten Kind, das ihr noch immer wie ein Wunder Gottes im Schoß lag, in allem Elend doch die Wärme ihres mütterlichen Leibes und der strömende Quell ihrer Brust geblieben war. Was da draußen war, jenseits der dunklen Tür, das lag in dieser Stunde wohliger Erschöpfung ganz fern. So hörte sie auch nicht das Geräusch der sich nähernden Panzerketten und schaute nur ein wenig verwundert auf, als die Tür laut und hastig aufgerissen wurde und

Das Bäumchen

nicht so behutsam, wie sie es von ihrem Begleiter gewohnt war. Im Strahl der von hinten aufblitzenden Scheinwerfer standen zwei Soldaten, die blinkenden Waffen in der Hand. Die Frau schloß ihre Arme enger um das Kind. Der Alte aber schreckte auf aus seiner Versunkenheit. Taumelnd von der allzu raschen Bewegung, die Augen von dem weißen Licht geblendet, fürchtend, staunend, bewundernd, stammelte er: „Die Könige! Die Könige aus dem Morgenland!“ Doch wie er sich neigte, sie ehrerbietig zu grüßen, sackte er immer mehr in sich zusammen und sank zu Boden, als kniete er schützend vor dem holdseligen Kind.

„Großchen, was ist?“ rief die erschreckte Frau. Sie suchte ihn mit ihrer freien Hand zu stützen und erkannte zugleich unter den rauhen Pelzmützen die breiten fremden Gesichter und die feindliche Gefahr.

Manchmal reicht ein Menschenleben, ja, eine Kette von Erdenleben nicht aus, um eine verdüsterte Seele ins Licht zu heben. Und manchmal genügt der Blick einer Sekunde und eines Herzschlags kurze Dauer, um eine haßerfüllte Kreatur in die Knie zu zwingen und fromm und gut zu machen wie ein Kind.

Die fremden Soldaten hatten die hilflose Lage der Flüchtlinge wohl erfaßt. Sie sahen das aufleuchtende Weiß der entblößten Brust, das zarte, junge Gesicht und die großen, dunkelnden Augen. Sie sahen aber auch das Kind im Schoß der Mutter, sahen den alten Mann, der helfen wollte und nicht mehr helfen konnte. Sei es nun, daß sie eine Ahnung hatten von dem geweihten Geheimnis der weihnachtlichen Geburt, sei es, daß es die Heiligkeit allen Lebens war, die sich ihnen in dieser Stunde offenbarte – sie standen wie gebannt und ließen die Waffen sinken.

„Nix, Frau, nix“, sagte der eine und hob beschwichtigend die Hand. Er nahm das dunkle Tuch und legte es wieder über die Schultern der wie erstarrten jungen Mutter. „Alles gutt, serr gutt!“ sagte er. Der andere beugte sich über den alten Mann, legte seine Hand auf das stille Herz und sagte tröstend, um die Wahrheit zu verbergen: „Alter Mann schläft, alles gutt, serr gutt!“

Was sonst noch geschehen ist in dieser Nacht? Die beiden Fremden wechselten ein paar unverständliche Worte, und einer ging hinaus, wohl um Brot und Fleisch zu holen und vielleicht auch ein wenig stärkenden Wodka, denn er ist in allen Lebenslagen gut. Der andere legte neues Holz auf die verlöschende Glut und strich behutsam über den Saum der groben Decke, damit die Frau nicht mehr so bange und entsetzte Augen mache. Und indem er sich so niederbeugte, trat durch die hintere Tür der deutsche Soldat in den Raum. Im Nu erkannte er die vermeintliche Gefahr, und obwohl er allen nutzlosen Blutvergießens so müde war, hob er seine Waffe und ließ sie niedersausen auf den hilflosen und doch so hilfreichen fremden Mann.

Was sonst noch geschehen ist? Es kam der Kamerad mit lachendem Gesicht, bepackt mit seinen guten Gaben. Wie heißt es noch im alten Lied? „Sie bringen Weyrauch, Myrrhen und Gold zum Opfer dar dem Knäblein hold!“

Aber der Zauber der weihnachtlichen Nacht war gebrochen. Wieder herrschten Willkür und Gewalt, wo eben noch die Macht der allerbarmenden Liebe die Gemüter verwandelt hatte. Es ist gleich, wer da fiel, Freund oder Feind. Ob die Frau mit dem Kind die rettende Zuflucht erreichte, es ist gleich. Wenn sich nur Einer erbarmet und immer wieder erbarmet, auf daß die Verheißung sich erfülle und Frieden werde in dieser Welt!

Aus: „Ostpreußische Schriftsteller heute“, hrsg. von Silke Steinberg. 1977 by NWZ-Verlag, Düsseldorf

Es war im letzten Jahr an einem kalten Dezembertag in der Adventszeit. Ich war mit Freunden unterwegs, wir kamen von einer Besprechung und trennten uns. Ich ging durch die verschneiten Straßen, kam an einem Verkaufsstand für Weihnachtsbäume vorbei und sah im Licht einer Laterne ein Mütterchen mit einem winzigen Baum am Straßenrand stehen. Es blickte ängstlich auf die vorbeifahrenden Autos und konnte sich nicht entschließen, die Straße zu überqueren.

„Versuchen Sie es mit mir“, bat ich sie so unaufdringlich wie möglich und reichte ihr den Arm. Sie sah zweifelnd zu mir auf, zögerte etwas, streckte aber ihre Hand aus und legte sie auf meinen Arm. Ich ging so langsam, daß die Autos, sobald ich die Hand hob, sofort hielten und in bereitwilligem Respekt ihre Lichter abblendeten!

Es muß merkwürdig ausgesehen haben, wie wir beide – ich mit dem ausgestreckten Arm, sie mit den stolpernden Schritten und dem hin- und herschwankenden Bäumchen – durch die dicht aufgefahrne Kolonne von Wagen hinübergingen. Natürlich fragte ich, wohin sie wolle und ob es ihr recht sei, wenn ich sie ein Stück wenigstens begleite.

Wir standen im Licht vieler Lampen. Sie sah unsicher zu mir auf und sagte ängstlich: „Ich weiß nicht... wo bin ich eigentlich? Bei Schnee finde ich mich nicht zurecht... Hospitalstraße... Altersheim...“

Sie hustete, wandte ihr Gesicht weg und drückte das Bäumchen – als wollte sie sich versichern, daß sie es bei sich hatte – fest an sich.

„Geben Sie nur her“, bat ich und versuchte, es ihr aus der Hand zu nehmen.

„Nicht doch“, wehrte sie. „Was wollen Sie?“

„Die Hospitalstraße ist drüben. Sie sind verkehrt gegangen. Wir müssen zurück.“

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Zurück?“ fragte sie, „wie soll ich...“

„Es macht nichts. Ich bringe Sie hin. Sie müssen mir nur wieder die Hand geben.“

Sie hatte nur langsam nachgegeben und es zugelassen, daß ich den Baum trug. Sie schielte ein paarmal zu ihm hinüber, ich sah es genau. Sie zweifelte an dem Ganzen.

Auch als wir drüben waren, ließ sie meinen Arm nicht los. Sie schien Vertrauen gefaßt zu haben. Auf jeden Fall wich sie nicht von meiner Seite.

Ich kannte das Altersheim genau. Wir traten durch die Kapelle in den endlos langen Seitengang mit den winzigen Holzbaracken links und rechts.

„Hundertachtundvierzig“, sagte sie leise. Ich sah, daß wir fast bis zum Ende des Ganges zu gehen hatten. Je länger sie an meinem Arm hing, um so müder wurde ihr Schritt, um so fester preßte sie sich an mich. Wir waren noch nicht über die Hälfte der Nummern hinaus, als sie stehenblieb. Ich fühlte, wie sie sich an mich hängte. Es dauerte ein paar Augenblicke, dann hustete sie, schüttelte unwillig den Kopf und begann wieder zu gehen.

Als wir vor ihrer Baracke waren, schien sie ratlos. Sie begann mit den Händen ihren Mantel abzutasten und zu suchen. Die Gedanken verwirrten sich, sie sah zu mir auf und schüttelte hilflos den Kopf.

„Warten Sie“, sagte ich und griff in ihre Manteltasche. „Hier ist er.“ Sie sah mich verständnislos an, folgte mir aber auch jetzt und sah zu, wie ich den Schlüssel in die Tür steckte. Ich schloß auf, ging vor ihr hinein, machte Licht und legte den winzigen Tannenbaum auf den Tisch.

Im nächsten Augenblick sah ich, wie sie sich an die Tür lehnte. Das Gehen hatte sie angestrengt, im Licht sah ich ihr runzeliges, eingefallenes und wachsbleiches Gesicht.

„Kommen Sie“, sagte ich, faßte sie wie eine Puppe mit beiden Armen und trug sie hinein. Sie wehrte sich nicht. Ich setzte sie auf das schmale Sofa und wartete. Auch jetzt schien sie verwirrt und abwesend. Langsam öffnete sie die Augen, blickte mich an und blinzelte mir zu. „Das Bäumchen“, hauchte sie, „unser Bäumchen...“ Mehr brachte sie nicht heraus. Sie zuckte zusammen und sank kraftlos nach hinten.

Es nützte nichts, daß ich ihr aufhalf. Es war zu spät. Es war ihr letzter Weg gewesen. Ihr allerletzter.

Ich erschrak nur im ersten Augenblick. An das Folgende erinnerte ich mich undeutlich. Ich hatte Leute herübergeholt, Nachbarn. Sie klagten und taten das Ihre. Ich stand dabei und sah zu. Oder vielmehr: Ich sah ein Bild an der Wand. Die ganze Zeit. Es war eine Fotografie der Schloßkirche in Königsberg.

„Ja“ sagte einer, der auf mich aufmerksam wurde. „Sie stammte aus Königsberg. Sie wollte die Weihnachtsmusik der Bläser hören. Den ganzen Tag. Wie in der Heimat. Sie hatte immerzu davon phantasiert.“

Da man sich weiter nicht um mich kümmerte, ging ich bald fort. Zu ihrem Begräbnis kam ich wieder. Ich sprach mit dem Pfarrer und bat ihn, man möchte ihr das Bäumchen ins Grab mitgeben. Der Pfarrer, der von mir gehört hatte, bat mich, es selbst zu tun.

Ich stand als Fremder unter den wenigen am Grabe. Man hatte mir von ihrem Leben erzählt. Von dem Mann, der in der Heimat gestorben, von dem Sohn, der vermißt war. Ich sah in die Gruft und ließ das Tannengrün aus meiner Hand gleiten.

„Das Bäumchen“, hörte ich sie sprechen. „Unser Bäumchen...“

Sie hatte es heimgebracht für die Ihren. Sie nahm es jetzt für sie mit.

Aus: „Ostpreußische Schriftsteller heute“, hrsg. von Silke Steinberg. 1977 by NWZ-Verlag, Düsseldorf

INGRID GREGORSCHESKI

Licht am Neujahrstag

Es war am Neujahrstag. Das kleine Dorf lag eingehüllt in Schnee, die Straße war menschenleer, und es wurde früh schummrig an diesem Sonntagnachmittag. In den Stuben wurden noch einmal die Kerzen an den Weihnachtsbäumen angezündet. Nur hinter den Fenstern eines kleinen Häuschens am Ende des Dorfes blieb es dunkel. Aus der Tür dieser Hütte huschte fast lautlos eine kleine schwarze Gestalt, sperrte zu und ging mit schnellen, festen Schritten auf die Dorfstraße hinauf. Es war das „schiefe Lottchen“, wie das Mädchen im ganzen Dorf genannt wurde, weil es ein wenig verwachsen war.

Seit dem Tod der Mutter lebte das Mädchen allein in dem strohgedeckten Haus. Jedermann im Dorf kannte das Lottchen von kleinauf. Die Leute hatten es gern, und manch einer bedauerte es, weil es so einsam war. Andere wieder sagten: „Sie hat es doch gut, hat Arbeit und Brot und weiß, wo sie hingehört!“ Ja, gewiß, sie gingen zu ihr, wenn es darum ging, aus einem alten Kleiderstoff etwas Brauchbares zu machen. Lottchen war eine geschickte Schneiderin, die sich mit jeder Kollegin in der Stadt hätte messen können. Alle waren freundlich zu ihr und brachten die Arbeit ins Haus. Da gab es Leute, die mit einem Stück Speck oder ein paar Eiern bezahlten: Da waren aber auch solche, die nur „Scheen Dank“ sagten.

Lottchen kannte es nicht anders, schon ihrem Vater war es so ergangen. Während das Mädchen die zugeschnittene Dorfstraße entlangtapfte, sah es verloren zu den Fenstern hin, aus denen der warme Kerzenschein fiel. „Wo Licht ist, da ist auch Leben!“ dachte Lottchen. Das waren Mutters Worte, die sie oft genug in der dunklen Jahreszeit wie zu sich selbst gesagt hatte. Lottchen zog das Wafeltuch fester um sich und schlug den Weg zum Kirchhof ein, der etwas außerhalb des Dorfes lag. Wie sie es schon an den Adventssonntagen und Weihnachten getan hatte, so wollte sie auch heute am Neujahrstag der Mutter ein Licht auf das Grab stellen. Nichts hatte die Mutter so gefürchtet wie Dunkelheit. Sie hatte niemals Uhleflucht gehalten, obwohl es auf dem Lande so üblich war.

Jedesmal, wenn die Schummerstunde anbrach, sagte sie: „Geh, Marjellchen, steck' Licht an! Weißt doch, ich sitz' nich gern im Dustern!“ Dann hatte Lottchen die Petroleumlampe angezündet, und sobald ihr mildes Licht die Stube wieder sichtbar werden ließ, atmete die Mutter erleichtert auf und sagte: „Das Licht is gut! Wo Licht is, da is auch Leben!“ Ja, so war Mutter...

Endlich hatte das Mädchen den Kirchhof erreicht. Nun kniete es am Grab, scharrte den Schnee zur Seite, stellte den kleinen Leuchter auf die hartgefrorene Erde und zündete die Kerze an. Dann saß das Lottchen zusammengekauert und betete still, sah noch einmal zufrieden auf das Grab, über dem sich der Kerzenschein wie Gold verbreitete, erhob sich und ging rasch fort. Es war fast dunkel jetzt, und so kam es, daß Lottchen stolperte und in den tiefen Schnee fiel. Plötzlich fühlte sie sich von zwei starken Armen hochgehoben, und nach dem ersten Schreck erkannte sie den Franz Kalweit, den „stillen Franz“, wie er im Dorf genannt wurde. Nein, reden war nie seine Stärke gewesen, und es gab Tage, an denen außer „Gode Morje“ nicht mehr aus ihm herauszuholen war. „Hast was gebrochen?“ fragte der Franz und hakte das Mädchen wie selbstverständlich unter. „Is wohl bloß verknackst“, stellte er beruhigt fest. Lottchen wunderte sich, daß der stille Franz heute so gesprächig war und vor allem darüber, wie er ihr so plötzlich hatte erscheinen können.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte er: „Hab' auch ein Grab besucht, weißt. Was sollst sonst, wenn keinem hast zum Erzählen.“

„Ja“, nickte das Mädchen, „was sollst sonst?“

Noch immer gingen sie untergehakt, und kurz vor dem Dorf meinte der Franz: „Na siehst, zu zweit geht sich leichter! Das 's immer so!“ Und nachdem er tief Luft geholt hatte, fügte er hinzu: „Das könnt' ja so bleiben mit uns beide – das heiß', wenn du willst!“

Das war wohl die längste Rede, die der stille Franz jemals in seinem Leben gehalten hatte. Lottchen nickte nur stumm, und eine warme Träne kullerte über ihr kaltes Gesicht.

An jenem Abend saßen die beiden noch lange in Lottchens gemütlicher Stube. Lottchen goß aus einem blau-weißen Kannchen duftenden Kaffee in die Tassen, und sie aßen selbstgebackenen Pfefferkuchen, der vom Weihnachtsfest übriggeblieben war. Am Christbaum brannten mit leisem Knistern die letzten Kerzen herunter, und es war, als säße die Mutter im Lehnstuhl und sagte: „Wo Licht is, da is auch Leben!“

Ja, dachte Lottchen, mein Leben fängt mit diesem Licht am Neujahrstag an!

Aus: Ostpreußenblatt vom 1. Januar 1982 – Jahrgang 33 – Folge 1

Geschichten um Weihnachten

FANNY LEWALD

Heiligabend in Königsberg 1828

In Königsberg ist es Sitte, die Festtage einzuläuten wie allerwegen, aber es existiert in der Stadt noch ein Legat von einem alten Fräulein, nach welchem die Stadtmusikanten am Mittage das Lied: „Wie schön leucht' t uns der Morgenstern“ und abends um neun Uhr „Nun ruhen alle Wälder“ vom Turm der Schloßkirche in die Stadt hinunterblasen. Die Kinder nennen das: Die Jungfer bläst vom Turm! – Dieselben Stadtmusikanten ziehen denn, ebenfalls nach einer Verordnung aus uralter Zeit, sobald es am Weihnachtsabende zu dunkeln beginnt – und das geschieht in unserer nordischen Heimat um diese Zeit des Jahres schon gegen vier Uhr –, durch alle Straßen der Stadt, und still durch das nächtliche Dunkel erklingt von ihren Blasinstrumenten die schöne Melodie: „Ein Kindlein uns geboren ist!“ Schon von weit her vernimmt man den nahenden, wachsenden, anschwellenden Ton des Liedes. Ohne daß man die Musikanten gewahrt, klingt die Melodie zu uns heran, der ganze Zauber der Weihnachtspoesie verkörpert sich in diesen Tönen, und niemand, der seine Kindheit und Jugend in unserer Heimat verlebt hat, wird dieser nächtlichen Weihnachtsmusik ohne Rührung gedenken.

Wir Geschwister hatten die Gewohnheit, uns am Heiligen Abende, wenn es dunkelte, in meiner Stube zu versammeln und dort zu warten, bis die Eltern den Aufbau beendet hatten und wir zur Bescherung gerufen wurden. Auch diesmal saßen wir in dem kleinen Stübchen, im Dämmerlicht, im Dunkeln beieinander, während das Streiflicht der Laterne, die vor unserm Hause nach der andern Ecke der Straße hinüberging, gerade genug Helle zu uns hineinwarf, das ganze Häuflein der Geschwister übersehen zu lassen. Da hörten wir endlich wieder die alte, liebe Melodie, und mit ihrem Klange kam eine tiefe Wehmut über mich. Ich sah die Brüder, meine elfjährige Schwester, die vier kleinen Mädchen und dachte: wie viel Male werde ich den Abend noch mit Euch erleben? Ich dachte, daß ich sie verlassen, sie nicht heranwachsen sehen würde, und weil ich mir vorstellte, daß ich vielleicht bald nicht mehr ein Kind dieses Hauses sein würde, fühlte ich, wie sehr ich ihm zu eigen war.

Die Klingel, welche uns in das Wohnzimmer rief, brachte uns in Bewegung. Wir älteren Geschwister nahmen die kleinsten an die Hand und auf den Arm, um sie schnell die Treppe nach der Wohnstube hinunterzubringen, und vor dem bescheidenen Glanze unseres Weihnachtsbaumes, der uns aber strahlend dünkte, vor dem Jubel der Kinder, vor der Befriedigung der guten Eltern über unsere Freude gewann jenes Gefühl innerlichster Wehmut neue Kraft, so sehr ich bemüht war, es in mich zu verschließen. Es war nicht Sitte im Hause, von Gefühlen zu sprechen oder sich ihnen leicht in sichtbarer Weise zu überlassen, und mich dünkt, das hat, wenn es nicht übertrieben wird, sein Gutes. Es macht den Menschen innerlich und verhindert das Aufkommen der Phrase, hinter der die Oberflächlichkeit und Leerheit sich so pomphaft und so bequem verbergen.

Die rechte Weihnachtsfreude kennen aber nur die Unbemittelten, die es wissen, mit welcher Liebe und mit welcher Sorge die Gaben zusammengebracht sind, an denen man sich erfreut. Wir, die wir wußten, wie oft der Vater sich in Geldverlegenheit befand, weil sein Geschäftsbetrieb mehr Mittel erforderte, als ihm zu Gebote standen, wir wußten auch, wie oft und reichlich die geringste Kleinigkeit von unserer Mutter erwogen, wie allmählich die einzelnen Gegenstände zusammengebracht werden mußten, die uns unter dem Lichte des Weihnachtsbaumes entzückten. Noch spät am Abend sahen wir dann den Vater, wenn das Comptoir geschlossen wurde, mit dem Hausknecht fortgehen, um die Äpfel und Nüsse und das Backwerk zu holen und irgendwelche Teller oder Gläser oder sonst notwendig gewordenen Hausrat zur Überraschung für die Mutter einzukaufen, und wenn dann alles

besorgt war, wenn die Haushaltsgehilfen ihre Dukaten und Friedrichsd'or, die Dienstboten ihre Geschenke erhalten hatten, wenn wir dann beisammen waren, die Eltern und die acht Kinder, und die freundlichen Augen der Mutter, die hellstrahlenden Blicke des Vaters über uns leuchteten, wenn man es ihm ansah, wie alle Sorge ihm gering erschien, wenn er seine „acht gesunden Kinder“ um sich und die Mutter neben sich hatte, dann küßten wir seine lieben Hände und die Hände der Mutter mit jener inbrünstigen Liebe, in die der Dank für ein neues uns geweihtes und geschenktes Jahr voll Arbeit und voll Sorge eine besondere Weihe legte.

Aus: Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte. Band 1: Im Vaterhause. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main 1988

AGNES MIEGEL

Mohrchen

Es war nur ein kleiner Hund und für Fremde ein struppiger, lärmender Affenpinscherbastard. Für uns zu Hause aber war er fünfzehn Jahre lang unser treuer Freund und für mich mein bestes Weihnachtsgeschenk, das ich je erhalten habe.

Ich war noch sehr klein, aber eines Tages, als ich vor meinen Spielsachen saß, kam ich hinter die Erkenntnis, daß alles eitel ist. Papierpuppen und Puppenstube erfreuten mich nicht, und auch meine Geburtstagspuppe Anna liebte ich nicht mehr, seitdem es sich erwiesen hatte, daß ihr Bauch unter der Pracht des himmelblauen Staatskleides nur Sägemehl barg. So saß ich denn und bockte still und andauernd, bis Minna, meine alte Amme, es versuchte, mich abzulenken, und mir vom Weihnachtsmann erzählte. „Denk mal nach, was er dir bringen soll!“ riet sie mir, und ich sagte sofort: „Was Lebend'ges.“ Es dauerte nicht sehr lange bis zum Fest, und ich war mit mir einig, daß der Weihnachtsmann mir meinen Wunsch nicht erfüllen könnte; denn ich hatte schon meine Erfahrungen mit ihm und dem Geburtstagsgengel gemacht: Alles Artigsein und alle heißen Wünsche hatten mir kein Brüderchen gebracht. Minna tat zwar sehr geheimnisvoll, und Anna war verschwunden, nachdem sie welk und dünn geworden und ihre Flachslocken durch zu viel Kämmen ausgegangen – aber das erregte und freute mich nicht weiter, beides gehörte sozusagen zum Fest, gerade wie das mir höchst widerwärtige Gedichtlernen. Ich begriff nicht, wozu mich Minna damit plagte, und begriff erst recht nicht, warum ich es den Eltern nicht gleich, als ich's konnte, aufsagen durfte, sondern damit warten sollte, bis ich mir damit die Freude am brennenden Baum verdarb. Aber Große hatten sonderbare Ansichten, die ich längst ergeben hinnahm; da ich aber der Meinung war, daß man sich diesen Ansichten nicht ganz unbedacht unterwerfen mußte, so preßte ich Minna und Tante Lusche, die mich dabei „überhörten“, das Versprechen auf ein Paar Löbelsche Würstchen am Heiligen Abend ab. Außerdem fuhr ich recht oft in den rosenduftenden Zuckerguß, den Tante Lusche rührte und der auf die Pfefferkuchen kam. „Wenn du artig bist, bringt der Weihnachtsmann aber ganz was besonderes Hübsches“, sagte Tante Lusche und tat, als bemerkte sie mein Schlecken nicht. „Rate, wie es aussieht!“ Ich riet rund, groß, dick, lang, bunt – aber alles war nicht richtig. Endlich kam ich dahinter, daß es „schwarz“ war.

Noch abends im Bett mußte ich daran denken, als ich meine Milch trank. Was konnte nur schwarz sein? Ich fing an, Angst zu bekommen, daß Anna eine schwarze Perücke erhielt. Sie hatte himmelblaue Augen und mußte blonde Locken haben!

Am Tage vor dem Heiligen Abend wurde ich wie jedesmal zu den Tanten ins Stift gebracht, um dort bis zur Bescherung zu bleiben. Das war schon für sich ein Fest; der lange Weg zwischen den hohen Schneewällen zur Seite des Bürgersteigs kam mir stundenweit vor,

und das alte Stift neben der Kirche war für mich eine wohlbekannte, aber immer gleich wunderbare fremde Welt. Ich wurde mit Bratäpfeln und Zuckerkringeln bewirtet, bekam zum Abendbrot Buchweizengrütze statt Milch, und mein Bett war wie allemal mitten in dem himmelblau gestrichenen Wohnzimmer zwischen den alten Möbeln in der größten Schublade von Tante Uschens Kommode gemacht. In diesem Jahr war es schon ein bißchen eng und unbequem, auch wenn ich mich ganz zusammenrollte. Aber es war trotzdem schön, darin so wie im Nest zu liegen und draußen hinter den dicken Läden den Schneesturm sausen zu hören und hin und her die heisere Uhr vom Kirchturm oder die Schritte der Vorübergehenden.

Dann kam der Heilige Abend, ein Tag voll quirlender Unruhe und Erwartung für mich, die mich nicht zum rechten Genuß der eigens für mich auf dem Dreifuß gebackenen Apfelflüssen kommen ließen. Zudem mußte ich nochmals das Gedicht aufsagen, das mir schon so über war, daß ich mich dabei versprach. Zum Trost holte Tante Lusche lila Wolle, und wir spielten „Abheben“, und Tante Usche gab mir den Milchtopf mit dem blaugelben Würfelmuster. Aber ich war doch erst zufrieden, als die Turmuhr fünf schlug und wir losgingen. Ich war so verpackt, daß ich kaum weiterkam. Während Tante Usche die vielen Schlösser zuschloß, reckte ich den Hals und guckte nach oben. Über dem mächtigen schwarzen Kirchendach und dem hohen schlanken Turm mit den geschweiften Giebelchen funkelten und glitzerten unzählige Sterne am dunkelblauen Nachthimmel. Über der schwarzen spitzenfeinen Krone der kahlen Pappel schimmerte ein sprühender weißer Schein. „Das ist die Milchstraße“, sagte Tante Usche. Und dann nahmen sie mich beide an die Hand, und wir trabten los. Der Schnee sang pfeifend wie Seesand, die Luft kam uns so eisig entgegen, daß es mir den Atem versetzte. Oft blieben die Tanten stehen, hielten mir ihre Muffen vor's Gesicht und ließen mich ein bißchen Luft schöpfen in der Wärme. Dann guckte ich über das kribbelnde Pelzwerk nach den hellen Fenstern. Hier und da brannte schon ein Baum.

Ganz dicht vor dem Dom hörten wir Musik, aber wir begegneten ihr nicht. Ganz leise kam es näher, schwoll an und ging weiter, feierlich und schön. Ich seufzte pustend in Luschens Muff, den sie mir fürsorglich vor meinen vor Freude weit aufgerissenen Mund hielt. Mir wurde benommen und ein bißchen übel bei dem Choral, als ob ich schon vom bunten Teller gegessen hätte.

Zu Hause wurde ich schnell aus meinen Hüllen gewickelt. Minna war aufgeregt. „Er ist noch nicht da“, sagte sie immer wieder. Ich dachte, sie meinte den Weihnachtsmann, und wartete geduldig in dem halbdunklen Zimmer neben meiner leeren Puppenwiege. Endlich ging die Klingel – fast im selben Augenblick, als die Türklingel draußen gezogen wurde; und dann durfte ich, zappelnd vor Ungeduld, in das Vorzimmer.

Es war hell und festlich. Vor dem Spiegel stand der brennende Weihnachtsbaum, viel, viel schöner als alle andern Weihnachtsbäume, mit der alten silbernen Spitze und dem glitzernen Engel, mit dem kleinen Pappestorch, der sich immer drehte, und dem rotbackigen Wickelkind. Neben dem Tisch, auf dem Anna saß – rund und in einem schwarzseidenen Mäntelchen und mit blonden richtigen Zöpfen –, standen die Eltern, der Vater noch mit dem brennenden Wachsstock in der Hand, die Mutter übermüdet und gerührt mit gefalteten Händen, und warteten auf das Gedicht.

Ich war gar nicht in der Stimmung, es aufzusagen; ich brannte darauf, um den Baum zu hupsen, mich davor zu wälzen, bis die weiße, gute, gestickte Schürze grau war, Annas Zöpfe aufzuflechten – aber ich sah im Spiegel hinter dem Widerschein des strahlenden Baumes Minnas Hand, die einen Teller hielt, und auf dem Teller lag ein Paar Würstchen. Das führte mich auf den Weg der Pflicht.

Tante Lusche sagte außerdem schon ganz leise hinter mir die erste Zeile:

Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
sagt's allen Leuten weit und breit,
damit sich jeder freuen mag...

Weiter kam ich nicht – Minna kreischte und sprang zur Seite, Tante Usche schrie auch und schlug mit der Hand auf ihren braunen Taftrock, Tante Lusche sagte: „Nun sieh einer!“ und Vaters Wachsstock erlosch, nachdem er den Teppich gründlich betropft hatte. Etwas Schwarzes, Ruschliges und sehr Winziges zappelte sich aus den braunen Taftbüscheln, in denen es

sich im Hereinjagen verfangen hatte, prustete vor Aufregung, überkugelte sich, starrte entsetzt den Weihnachtsbaum an, heulte ein bißchen, wütete sich und kläffte uns mit heiserem Hundestimmchen an.

Alle anderen waren ärgerlich und erschrocken. Ich allein war gleich entzückt. Das Lebendige! In meinen Augen war dies sofort der schönste Hund. Die Mutter fing an zu lachen, „aber Mohrchen!“ sagte sie und versuchte, ihn zu greifen. Mohrchen machte sich bocksteif und zog sich in den Weihnachtsbaum zurück. Die Nadeln piekten ihn, und er kam beleidigt wieder ein bißchen vor. Ich stürzte auf ihn zu, packte ihn, wickelte ihn in die Schürze und schleppte ihn ab. Er zappelte verzweifelt und gnappte; aber ich war zu eifrig, ich stopfte ihn sofort in die birken Puppenwiege, deren Bettchen alle frisch bezogen waren. Mohrchen lag vor Angst und Schrecken einen Augenblick ganz still; ich konnte sein kleines Hundegesicht sehen, es hatte etwas Menschliches und Weises mit großen, klugen, gelbbraunen Augen und einem weißen Bart an der schwarzen Nase. Ich dachte, es würde ihm gut tun auf all die Aufregung, ein bißchen zu schlafen, und begann ihn zu wiegen – da faßte ihn das Entsetzen, er sprang heraus, daß die Puppenbetten nach allen Seiten flogen, sah sich verwildert nach einem Zufluchtsort um und sprang dann in den Schirmständer an der Flurtür.

Wir standen nun alle davor und sahen etwas ratlos auf das kleine Pinschergesicht zwischen den Schirmen. Mohrchen war vor Erregung ganz unsinnig, knurrte und biß in die leere Luft und zeigte seine puppenkleinen Zähne.

All die Zeit stand die andre Flurtür zum Saal weit offen, und der sanfte goldne Schein der still brennenden Lichter leuchtete bis zu uns.

Endlich traute sich Minna an den Hund heran, sie hatte sich die Schuhe ausgezogen, kam auf Strümpfen geschlichen und streichelte ihn ganz sacht unter leisem Zureden mit einer altersweichen Bürste.

Erst sprang er herum, fast wie ein zorniges Kätzchen, und wollte die Bürste beißen: aber er besann sich, knurrte ganz leise und beinahe behaglich, und seine steifen Glieder wurden weich und beweglich. Er sah Minna mit den klugen Bernsteinäugen an, zitterte nur ganz leise, als sie ihn nun mit der rauhen Hand streichelte; dann kroch er vorsichtig aus dem Schirmständer, schnupperte und sah uns alle prüfend an.

Da fühlte ich, daß man Mohrchen auch ein bißchen entgegenkommen mußte. Ich faßte einen großen Entschluß. Ganz schnell glitt ich in die Küche, wo Minna den Teller mit meinen Würstchen auf den Wärmeofen gestellt hatte. Ich schob ihren Stuhl heran und nahm den Teller. Die Würstchen waren blank und rosa und rochen verführerisch. Ich biß noch ganz rasch einen großen Happen von der einen ab, und als der fette heiße Saft mir Gesicht und Schürze bespritzte, wurde ich bekümmert; es war für mich ein großes Opfer. Aber ich ging zurück und hielt sie Mohrchen hin. Er schnupperte dran und wich zurück, aber dann kam er wieder und fraß alle beide gierig auf, nur die Pelle spuckte er aus. Nach dem letzten Bissen stürzte er in die Küche an die Leitung und sah Minna an. Wir waren alle voll Bewunderung über seine Klugheit. Minna füllte ihm ein irdenes Schüsselchen, und er sprang vor Freude an ihr hoch und lief vergnügt neben ihr her, als sie es nach vorn trug und unter den Weihnachtsbaum setzte, an dem eben das erste der heruntergebrannten Lichte qualmend erlosch. Mohrchen streckte seine rosa dünne Zunge in das Wasser und schlappte gierig, dann drehte er sich um und sprang an jedem von uns hoch und bellte ein bißchen. Zwischenein starrte er noch einmal den Baum an, als wunderte er sich, wie er dunkel wurde. Dann lief er durch den ganzen Saal, und zuletzt fand er Mutters gesticktes weiches Fußkissen. Da sprang er hinauf, legte die schwarze kleine Nase auf die Pfoten und schlief sofort ein. Er schnupperte und knurrte noch ein bißchen im Traum, und als ich neben ihm kniete und ihn bewundernd in Ruhe ansah, fühlte ich an meiner Hand auf dem Kissen, wie sein kleines Herz noch jagte. Ich war so glücklich über ihn, daß ich den ganzen Abend nach meinen andern Geschenken, sogar nach dem bunten Teller kaum hinsah. Erst beim Schlafengehen schlug mir das Gewissen, und ich nahm Anna ins Bett. Sie gefiel mir gar nicht mehr mit ihren starren, offenen Augen, aber sie tat mir gerade darum leid. Im Einschlafen hörte ich Mohrchen pustend atmen. Minna hatte ihn mit dem Kissen in die Ofenecke getragen. Da dachte ich noch einmal dankbar an den Weihnachtsmann.

Fünfzehn Jahre ist Mohrchen bei uns gewesen. Jedesmal im Advent, wenn der Baum ins Haus kam, sprang und blaffte er vor Vergnügen; denn mit dem großen Baum kam ein ganz kleines Bäumchen nur für ihn, daran hing am Heiligen Abend, wenn der große Baum im Schein seiner weißen Lichte strahlte, ein Paar Löbelsche Würstchen. Vielleicht freute er sich darauf schon, wenn der Tannenbaum kam. Vielleicht aber dachte er – denn er war viel, viel klüger als andere Hunde – an den Weihnachtsabend, als der Weihnachtsmann ihn mir brachte – mein kleines, scheues, lebendiges Geschenk.
Mit Genehmigung des Eugen Diederichs Verlages Düsseldorf/Köln, aus „Mein Weihnachtsbuch“ von Agnes Miegel.

Aus: „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“. Gedichte und Erzählungen, Liedgut und Brauchtum für die weihnachtliche Zeit. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, 1973

URSULA MEYER-SEMLIES

Auf Wohnungssuche im Schnee 1941

Es war im Kriegswinter 1941. Die alte Kleinbahn ratterte stöhnend von Tilsit nach Krauschken, das seit einiger Zeit Breitenstein hieß. Ich saß als einziger Fahrgast in meinem Abteil und wärmte mir an dem schwelenden Kanonenöfchen die verklammten Hände. Ein trübes Lämpchen spendete kärgliches Licht. Voller Erwartung fuhr ich meinem neuen Wirkungskreis entgegen und ließ mich durch diese armselige Umgebung nicht entmutigen. Was hatte doch der Schulrat in Tilsit gesagt, als er mir die einklassige Dorfschule in Insterhöf anvertraute: „Der Lehrer ist eingezogen. Jetzt sind Sie Schulleiterin. Walten Sie dort mit väterlicher Strenge und mütterlicher Güte. Noch eins, haben Sie Stiefel?“ Ich hatte ein Paar Soldatenstiefel meines Bruders. „Dann werden Sie sich schon durchschlagen bei den Landwegen.“ „BREITENSTEIN!“ erscholl es plötzlich in unverfälschtem Ostpreußisch. Da stand ich nun verlassen auf dem dunklen Bahnhof. Niemand holte mich ab. Der Frost hatte sich verschärft. Es mußten mehr als minus 20 Grad sein, denn meine Nase fror zu. So entschloß ich mich, in dem gemütlichen Hotel Jonuscheit zu übernachten. Noch einmal auf Schlaraflia-Matratzen schlafen. Wer weiß, was mich in Insterhöf erwartet. Am nächsten Morgen sah ich mich nach meinen künftigen Dorfbewohnern um. In der verräucherten Gaststube wandte ich mich an einen Bauern im Schafspelz, der gerade einen kräftigen Schnaps hinunterkippte, mit der Frage, ob hier jemand aus Insterhöf wäre.

„Aber natürlich, Freileinche“, rief er strahlend. „Sie sind wohl die neue Lehrerin. Na, gestern haben wir Sie vergebens am Bus gesucht!“ Ich erzählte ihm von meiner Kleinbahnreise. „Na, de Tilsiter wissen nich mal, daß wir e Autobus haben! Nei, sowas!“ Mit diesen Worten verstaute er mich in seinem Schlitten, und in Pelzdecken gehüllt sausten wir, von zwei Traktoren gezogen, durch das schneebedeckte Land. Die vier Kilometer bis Insterhöf durcheilten wir im Flug, und eh ich's mich versah, stand ich auf der Dorfstraße wieder allein.

„Ihren Koffer verwahr ich solange in meinem Haus, bis Sie e Zimmerche haben. Gehen Sie man immer den Berg hoch, denn sehen Sie all de Schul. Da können Sie nich wohnen. Die is abgeschlossen. Der Lehrer is Soldat. De Frau Lehrer is aus dem Reich. Sie wohnt in Dillenburg an der Lahn.“

„Wo soll ich denn unterkommen?“

„Das find't sich schon. Fragen Sie beim Bauern G. neben der Schul.“

Ich stapfte den ausgetretenen Fußweg entlang. Bald entdeckte ich das Schulhaus und klopfte bei dem Bauern an die Tür. Die freundliche Bäuerin öffnete: „Nei, so was, das neie

Freilein, da wird sich unser Hans'che freuen. Was, bei uns wohnen wollen Sie? Leider unmeeglich. Wir haben doch nur Brennwerk fier zwei Stuben zugeteilt bekommen. Sie kennen doch nich im Kalten sitzen.“ Damit war ich abgefertigt. Auf meine schüchternere Frage, wo ich bleiben sollte, gab sie mir den guten Rat, ich könnte bei ihren Nachbarn anfragen, da hätte schon mal ein Lehrer gewohnt. Beim Nachbarn erging es mir nicht besser. „Nei, Freileinche, de Lehrers sind alle so wählerisch mit das Essen. Das kann ich mir nich nochmal übernehmen, wirklich nich. Aber sehn Sie da drieben das hibsche Grundstückche?“

Ich sah am Horizont ein Gehöft inmitten der Schneewüste. „Da wohnt der Bauer Taurat, der hat schon oft Lehrers gehabt.“ Als ich sie zweifelnd ansah, meinte sie gutmütig: „Is nich weit, quereet so 15 Minuten bei ihre Stiefels!“

Ja, die Stiefel waren das einzig Richtige in dieser verschneiten Einöde. Die Sonne glitzerte auf dem Schnee. Es muß ein wunderbarer Wintertag gewesen sein. Aber mir war die Lust, auf Naturschönheiten zu achten, vergangen. Ich besaß ja eine ganz gute Portion ostpreußischer Zähigkeit. Aber diese Art, mich einfach hier durch den Schnee auf Zimmersuche zu schicken, wurde mir auf die Dauer zu viel. Ich schwor, daß dies mein letzter Versuch sein würde. Dann sollten die Bauern ihre Kinder selbst unterrichten.

Mit diesem Groll im Herzen erreichte ich den Bauernhof. Ich pochte an die Zimmertür und sagte zum letztenmal mein Sprüchlein auf: „Guten Tag, ich bin die neue Lehrerin und möchte fragen, ob Sie für mich ein Zimmer hätten.“ Ich muß wohl recht abgekämpft ausgesehen haben, denn die nette Bäuerin bot mir gleich einen Stuhl an. Darauf meinte sie bedauernd, daß es wegen der Heizung sehr schwierig sein werde, eine Unterkunft zu finden. Jetzt war meine Geduld zu Ende. Ich sagte, es würde mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als in der Schule auf dem Fußboden zu schlafen. Aber das könnten selbst die Bauern von Insterhöf nicht verlangen. Wenn sie keinen Lehrer brauchten, so würde ich dem Schulrat das berichten, und auch, wie man mich hier aufgenommen hätte. Der Bauer lachte: „Das haben Sie gut gesagt, Freileinche, und so geht das ja auch nich.“

Die Bäuerin winkte ihre 16jährige Tochter heran: „Liesbeth, bist du damit einverstanden, daß das Fräulein mit dir in deinem Zimmer schläft?“ Liesbeth war einverstanden, und so konnte ich einziehen. Gesegnet sei das Andenken der Familie Taurat. Ich wurde nun ganz in ihren Kreis aufgenommen und hatte meinen Platz auf der Ofenbank, wenn wir uns nachmittags gemütlich um das Licht der hell leuchtenden Petroleumlampe scharten. Der Sohn spielte dann Geige, der Vater las die Zeitung, Liesbeth strickte, die Mutter saß am Spinnrad, und ich korrigierte meine Hefte, bis um sieben Uhr die Lampe ausgepustet wurde, denn Petroleum war knapp.

Dann mußte auch die unermüdliche Mutter Taurat die Arbeit aus der Hand legen. Sie war die Seele des Hauses, eine bewundernswerte Frau. Sie war nicht nur Meisterin in der Kochkunst und in der Geflügelzucht und in vielen Handarbeiten, sondern war auch bewandert in der deutschen Literatur.

Wenn am Sonntag nicht zur Kirche nach Breitenstein gefahren wurde, um Pfarrer Moderegger, der ein Original war, zu hören, las sie zu Hause die Predigt vor. Eine herzliche Frömmigkeit durchstrahlte ihr Wesen, so daß jeder sich in ihrer Nähe wohl fühlte. Einer ihrer weisen Aussprüche war: „In der Familie ist der Mann das Haupt und die Frau die Krone. Wenn das Haupt wackelt, dann zittert auch die Krone.“

So kam die Adventszeit heran. An einem Sonnabend war der frischgebackene Fladen weg. Wir saßen in der Küche am Kaffeetisch und wollten den Kuchen anschneiden, doch der war nirgends zu finden. Alle suchten verzweifelt. Plötzlich erscholl ein Schreckensruf aus dem Mund der Hausfrau: „Gustav, du... huckst auf dem Fladen!“ Der erstaunte Hausherr erhob sich vorsichtig, sah lächelnd auf seinen gepolsterten Holzstuhl und meinte: „Schade, es war so scheen weich und warm da!“ Die Familie brach in schallendes Gelächter aus.

Aus: Ursula Meyer-Semlies, In den Memelwiesen. 1989 by Gollenberg-Verlag, Seesen im Harz

Kriegsweihnacht in Popelken 1943

Macht hoch die Tür, die Tor macht weit!
 Es kommt der Herr der Herrlichkeit,
 Ein König aller Königreich,
 Ein Heiland aller Welt zugleich,
 Der Heil und Leben mit sich bringt,
 Derhalb jauchzt, mit Freuden singt:
 Gelobet sei mein Gott,
 Mein Schöpfer reich von Rat.

Mutters Stimme, hoch und zittrig wie immer, ragte über die Orgel und die anderen Stimmen hinaus, schwang sich über die Köpfe aller mit schriller Inbrunst hinaus. Das Kirchenschiff war voll besetzt, Liesa mußte hinten an der Tür stehenbleiben, was sie aber wegen des Kinderwagens sowieso getan hätte.

Kaum wiederzuerkennen war die Popelker Kirche: ein hoher Weihnachtsbaum, Kerzenschimmer, der das Rot des Altars noch feierlicher strahlen ließ, Geruch nach Tannen und schneenassen Mänteln.

Die Gemeinde war heute abend hier versammelt, vorn Tante Agnes in ihrem Pelz, Frau Bartuschat daneben, Uniformmäntel, Alfred, Backendorff, dem der Schal bis an die Ohren stand, Elfriede, deren gelbe Zöpfe unter dem Kopftuch hervorlugten, neben ihr ein hagerer Soldat. Sollte das der schöne Ernst sein, der Liesa beinahe das Leben gekostet hätte? Die Weihnachtsgeschichte wurde verlesen in gemessener Feierlichkeit, begleitet von einem getragenen Summen des Kirchenchores. Auf der linken Seite Lotzes mit Karlchen und Fräulein Schukies, Ehepaar Schmidt, Frau Zorn mit ihrer größeren Tochter. Es waren aber Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herden. Drückler mit Frau und Schwägerin, Ortsgruppenleiter Neuendorf. Jetzt drängten auch noch Rigoleits mit Gesinde herein, prusteten, klopfen und schüttelten sich. Einer stieß gegen den Kinderwagen. Wenn sie bloß ruhig bleibt, dachte Liesa, bleib still, mein Christkindchen. Der alte Rigoleit war so dicht hinter sie getreten, daß sie seinen Atem im Nacken spürte. Als die Orgel einsetzte und die Gemeinde zu singen begann, war diese Stimme an ihrem Ohr so kraftvoll und umfassend, daß sie fast den Körper zu spüren glaubte, aus dem diese Töne kamen. Vorn Mutters Stimme, deutlich herauszuhören. Britchen schlug die Augen auf, aber kein Laut kam von ihr. Sie hörte dem aufschwellenden Gesang zu und der Geschichte von der Heiligen Familie, der Geschichte von einem kleinen Kind, das die Welt veränderte. Weihnacht, Weihnacht. Ergriffene feiertägliche Gesichter ringsum, Gedanken, die ganz woanders als bei der Geburt Christi zu weilen schienen. Schöne Winteraugen glitten durch die Kirche, spiegelnd vor Kerzen oder Tränen oder Kälte. Spitze Stiche, die vom Nacken aus den Rücken hinunterliefen. Ein Kindlein ist geboren. Jesus in der Krippe. Wenig Luft im Raum. Stille Nacht, heilige Nacht. Glucksende Töne aus dem Wagen, Brita greift nach den querspannten Rasseln. Dreht sich da nicht schon Mutters straffer Knups zur Seite? Natürlich, Mutter hatte es vorausgesagt. Das Gesichtchen verzerrt sich, und dann geht es los, mitten in die stille Nacht hinein, daß die Köpfe nur so herumfliegen, mißbilligend oder nachsichtig lächelnd. Kein Streicheln und Wiegen hilft. Mutter schiebt sich wütend nach hinten.

– Nur raus hier, ein Stoß in den Rücken, nur raus. Was sollen bloß die Leute denken? So ein Geblärr am Heilig Abend. Schöne Weihnachten sind das dieses Jahr. Und dann noch stehen. Ich hab mein Lebtag nie in der Kirche stehen müssen. Was muß auch alles auf dem letzten Poeng lassen! Dreht sich die Haare mit der Brennschere ein. Als ob das einer sieht unter die Mütze. Na, nun wär auch egal, hätten sowieso wegrennen müssen. Nu mach doch mal was. Wird einer ja ganz dammlich von dem Gekreisch. Was für ein bößiges Gesicht der Gnos macht. Wird ganz rot und zittrig. Aha, drängt sich wieder was aus. Hat sich die Deck ganz

verzappelt. Schnell die Trepp hoch. Wickel ihm man gleich. Ich setz Milch auf und Wasser für dem Windel. Die Brennscher liegt noch rum, und das Plätteisen ist auch längst ausgekühlt. Sieht aus wie auf Huppkes Lucht bei uns. – Gut, Lieschen, ich werd nicht Wäsch waschen zu Heilig Abend, nur einweichen bei wenigstens. Jetzt wollen wir aber Abendbrot essen. Kriegst noch ein ganzes Hühnerbein. Ich werd auch ein kritzche Fleisch essen und dem Pürzel. Da graut dir doch vor dem klein Hühnerarsche, und dem Hals werd ich begnibbeln. Zünd man dem Baum an. Wenn bloß nuscht anbrennt. Dann gibt die Kuchen, du die neuen, ich die von Amalie. Faß die man nicht an. Die Äpfel schieben wir nach dem Keuchel in die Röhre, dem molschen eß ich. Schön ist unser Stubche geworden. Wollen singen. Oh, du fröhliche. Wenn auch alles gar nicht fröhlich ist. Aber einer singt doch.

Aus: Helga Lippelt, Popelken. Roman. Verlag an der ESTE, Buxtehude 1988

Ein blaues Band für Fredegunde

Die Häuser waren groß, und ich war klein. Aber ich kam mir keineswegs verloren vor. Der Wind brachte das Weihnachtsgeläut der Domglocken über den vereisten Fluß, und ich freute mich auf Fredegunde. Ich malte mir aus, wie ich das blaue Seidenband um ihren weißen Hals winden würde, ganz vorsichtig natürlich, um ihr nicht weh zu tun. Ab und zu faßte ich in die Manteltasche und sah nach, ob das Band noch da war. Es war noch da und fühlte sich kühl und glatt an wie frisch gefallener Schnee.

In der Altstadt wurden die Straßen enger und die Häuser kleiner. Minnas Haus gehörte zu den ganz kleinen. Eine einsame Gaslaterne streute honiggelbes Licht auf das verhutzelte Dach. Ich klingelte.

„Aber nei!“ sagte Minna, als sie mir aufmachte. Das „Nei“ war so breit wie ihr gutes Gesicht. Minna stammte aus einem Grenzdorf, dessen Namen ich nie aussprechen konnte. Als junges Mädchen war sie bei meinen Großeltern in Stellung gewesen, meine Eltern hatten sie geerbt, und als altes Mädchen heiratete sie Julia. Ab und zu durfte ich sie besuchen. Ich ging gern hin. Es war ein Abenteuer, in der Küche zu essen, ganz ohne Tischtuch. Und dann Julia! Er trank sehr viel Schnaps und erzählte aufregende Geschichten dazu. „Als ich noch Krankenpfleger war“... Minna nahm ihm beides übel, den Schnaps und die Geschichten. „Ach Gottchen“, sagte sie zu meiner Mutter, „dann sauft er den Fusel und erzählt grausige Sachen, und dabei schielt er mit dem einen Auge in die Höll und mit dem anderen in die Dachrinn.“ Ich verstand nicht, warum Minna so böse darüber war. Wenn Julia zu schielen anfing, wurden seine Geschichten am schönsten.

„Hast denn auch dürfen?“ fragte Minna und nahm mir den Mantel ab. „Ja, für eine Stunde. Du, Minna, in der Manteltasche – faß mal rein.“ Minna tat es. Sie hielt das blaue Seidenband hoch und streichelte es. „Schönes Band, mein Katzche. Soll ich das haben?“

„Nein, Fredegunde.“

„Ach –“ sagte Minna, und ihr breites Gesicht wurde lang.

„Minna“, sagte ich rasch, „ich bring dir das nächste Mal was mit, ganz bestimmt. Was meinst du, ob Fredegunde sich freuen wird? Wir binden es ihr um den Hals und machen eine Schleife, und du hältst ihr einen Spiegel vor, damit sie sich begucken kann.“ Ich wollte in die Küche laufen, aber Minna hielt mich fest.

„Nu komm man in die Stube, heute ist nichts mit Küche.“

Ich war enttäuscht. Ich trabte hinter Minna drein. In der Stube war der Tisch gedeckt, ein blendend weißes Tischtuch lag auf – die zweite Enttäuschung. Ich verwand sie rasch, denn am Ofen hockte Julia und daneben stand die Flasche. Auch ein Christbaum war da, ganz bunt geschmückt. Julia tätschelte meine Hand und sagte: „Nein, so eine Freude!“ Minna

wollte ihm die Flasche wegnehmen, aber da kam Grete herein und sagte: „Gönn ihm doch das bißchen Weihnachtsfreude.“ Julia bedachte sie mit einem liebevollen Blick. Er schielte schon ein wenig.

Grete arbeitete in der Zellstoffabrik, und Julia hielt sehr viel von ihr. Sie war schon immer da gewesen, auch als Minna noch nicht verheiratet war. Ich hatte einmal gehört, wie Großmama zu meiner Mutter sagte: „Gretes Vater? Ja, weißt du, Minna war eben noch so jung. Irgend so ein Kerl hat sie ihrer Sinne beraubt.“ Auf Minnas Vertiko stand eine Fotografie in rotem Plüschrahmen. „Das ist mein Papa“, hatte Grete mir erklärt. So sah also der Kerl aus, der Minna ihrer Sinne beraubt hatte. Ich konnte mir absolut nichts darunter vorstellen.

„Grete“, sagte ich, „ich habe ein Geschenk für Fredegunde. Sieh mal!“ „Ach–“ machte Grete. Ihr langes Gesicht wurde noch länger.

Ich war gekränkt, aber nicht sehr, und Minna sagte schnell: „Gleich gibts Essen.“ Sie ging mit Grete in die Küche, und Julia fing an, mir eine Geschichte zu erzählen. Sie handelte von einem vermögenden Herrn, der sich dem Trunk ergeben hatte. Julas Aufgabe war es, ihn von jeglicher Versuchung fernzuhalten. Das ging eine Weile gut, bis die Schwester dieses Herrn ganz plötzlich verreisen mußte. Ihr Bruder suchte so lange, bis er den Schlüssel zum Weinkeller gefunden hatte. „In der Kommode vom gnädigen Fräulein, zwischen lauter Neklischees!“ Als die Dame am nächsten Morgen wiederkam, blies der Herr auf einer Gießkanne die „Rosen aus dem Süden“, und Julia tanzte dazu. „Sie hat mich rausgeworfen. War schade, so ein angenehmer Posten. Prost!“

Minna brachte ein Gedeck für mich. „Schäm dich, Julia“, sagte sie, „sofort hörst auf.“

Grete kam mit einer großen Schüssel. Es roch wundervoll. „Au fein“, sagte ich. „Gänsebraten!“ Julia hustete.

Wir setzten uns um den Tisch. Grete legte mir ein Stück Gänsebrust auf den Teller, goldbraun und fettglitzernd, dazu Schmorkohl und einen Berg Kartoffeln. „Das wird aber schmecken“, sagte ich.

„Na, denn is ja schön“, sagte Minna. Sie sah irgendwie erleichtert aus. Julia sah mich an und rasch wieder weg. Grete lächelte mir ängstlich zu.

Ich sah alle drei an, dann das Fleisch auf meinem Teller, und dann begriff ich. „Ihr habt...“ Ich sprang auf, stürzte in die Küche und zog die Blechwanne unter dem Tisch hervor, in der Fredegunde gelebt hatte. Sie war leer.

Ich setzte mich auf den Fußboden und weinte. Fredegunde war tot. Geschlachtet. Gebraten. Sie hatte in der Wanne unter dem Tisch gelebt, war in der Küche spazieren geführt, war gepöppelt und gepflegt worden – nur um am Heiligen Abend aufgegessen zu werden, von Minna, von Julia, von Grete – und von mir.

Aber ich würde sie nicht essen. Ich nicht! Von vielen Weihnachtsgänsen hatte ich schon gegessen, aber noch von keiner, die ich gekannt und geliebt hatte. Und ich hatte Fredegunde geliebt! Ihren stolzen Gang, ihr schneeiges Gefieder – alles an ihr hatte ich geliebt. Ich heulte, und mir war sehr übel.

Minna kam und hob mich auf. „Katzche“, sagte sie traurig, „wir konnten es dir doch nicht sagen. Du hat doch so an ihr gehangen. Und wie konnt ich wissen, daß du heute zu Besuch kommst?“

Ich weinte. Grete tauchte auf und hinter ihr Julia mit der Flasche. „Bloß ein Schluckchen“, sagte er sanft, „bloß ein ganz kleines Schluckchen. Wirst sehen, das hilft.“

„Aber!“ sagte Minna, doch Julia setzte mir die Flasche an den Mund, und ich trank.

Minna brachte mich nach Hause. Sie hielt mich ganz fest an der Hand.

Die Domglocke läutete nicht mehr. Ich sah brennende Kerzen hinter gefrorenen Fensterscheiben. Julas Schluck glühte tröstlich in mir fort. Die Welt war weiß und still und wieder gut.

„Minna“, sagte ich, „das blaue Band – vielleicht kannst du es brauchen. Zum Wäschezusammenbinden oder so.“

„Aber ja“, sagte Minna gerührt. „Aber ja, mein gutes Katzche.“

Aus: „Weihnachtsgeschichten aus Ostpreußen“, hrsg. von Gundel Paulsen. 1979 by Husum Druck- und Verlagsgesellschaft. Husum

GERTRUD PAPENDICK

Des Leutnants Weihnachtsfahrt

Diese Geschichte ist eine von denen, die immer wiederkehren, es ist auch keineswegs etwas Besonderes an ihr: Sie geschah vor mehr als vierzig Jahren, und sie wird so oder so vielleicht noch oft geschehen.

Der Leutnant Otto Glehn, von dem hier die Rede sein soll, war damals erst zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt und somit eigentlich nichts anderes als ein großer Junge, der am Heiligen Abend nach Hause und unter den Tannenbaum gehörte. Von rechtswegen stand ihm kein Urlaub zu, durchaus nicht, denn da waren die anderen dran, alle die Jungen, die aus dem Reich stammten, Borkenhäuser, der in Pommern, und Rheeder, der in Hannover zu Hause war, und Schack und Hollwitz, Söhne Berlins. Die Ostpreußen bleiben zurück – na ja, also ein andermal.

Aber nun war der 24. dienstfrei, der erste Feiertag auch, es war bloß ein paar Stunden weit von Allenstein bis hinauf an die Deime. Der Kommandeur hatte ein Herz in der Brust, er ließ am Vormittag des 24. auch den Leutnant Glehn nach Hause fahren.

Der Leutnant Glehn hatte am Tage zuvor nur eine bekümmerte Ansichtskarte gesandt; aber nun erstand er von den Resten seines Wechsels doch noch in aller Eile ein paar sehr teure Zigarren und ein sehr teures, ganz winziges Fläschchen Parfüm – ziemlich sinnlos, wie er selber fand. Aber es war nicht nett, wenn man mit leeren Händen nach Hause kam. Er warf sich in Zivil und fuhr los, in Fuchspelz und Jagdhut, wie sich das schickte für einen Landjungen. Der Zug war voller Weihnachtsfahrer – viele, viele Soldaten – in Korschchen brannte schon der Baum, in Insterburg läuteten die Glocken. Noch einmal umsteigen. – „Frohes Fest, Kamerad!“ – Gegen vier Uhr war er da. Er kam gerade noch zurecht zur Kinderbescherung. Sie sangen, als er ins Haus trat.

Die Tür war offen, so war das auf dem Lande, er legte in der Diele ab, ohne daß ihn einer sah. Dann drückte er sich geräuschlos zur Elzimmertür hinein und blieb neben dem großen Eichenschrank stehen. Niemand bemerkte ihn.

Es war alles wie sonst: Auf dem langgezogenen Eßtisch lag all die Herrlichkeit ausgebreitet. Der Baum stand in der offenen Flügeltür zum Saal – eine mächtige Tanne hatte der Alte diesmal drangegeben – und davor standen sie alle mit ihren feierlichen Gesichtern, Jungen und Mädchen – große, kleinere und ganz kleine, blankgewaschen und glattgekämmt, der Schein der Lichter glänzte in ihren Augen. Sie standen und sangen todernst und wie erstarrt mit ihren dünnen, harten Kinderstimmen... „hat sie ein Kind geboren – wohl zu der halben Nacht.“...

Dann kam das Gedicht, und Minna Schwill stand allein in der Mitte, Minna Schwill, die Tochter vom Schmied, mit den dünnen blonden Zöpfen und den hungrigen Augen, ihre mageren Backen brannten vor Aufregung. Es war das gleiche Gedicht wie jedes Jahr, aber als sie gegen das Ende kam: ... „und steht allhier im Glanz der Kerzen“..., da stockte sie plötzlich. Sie war die erste, die ihn sah, wie er da im Halbdunkel neben der Tür stand, groß, fremd und prächtig wie ein Prinz, und war doch der junge Herr, der ihr die Mützenschleife gebunden hatte, als sie ganz klein war. Uns – Ottoke...!

Aber Minna Schwill, die doch schon dreizehn war, sie faßte sich wieder und setzte von neuem an und brachte die Weihnachtsstrophe tapfer zu Ende: ... „und danken Euch aus frohem Herzen – die Kinder alle groß und klein.“

Achtundzwanzig Stunden Zeit hatte Otto Glehn alles in allem für daheim, mehr nicht. Es war bei Gott nicht viel, es lohnte sich kaum. Es war nur, daß man zu Hause die Lichter brennen sah und daß man einmal wieder an Ort und Stelle all die guten ländlichen Sachen aß; aber daß man denen hier die große Überraschung bereitet hatte – wirklich eine sehr große, wenn auch die Mutter um das Weihnachtspaket barmte, das nun in Allenstein lag, uneröffnet. „Ottchen, das ist doch ein Jammer“...

Und dann war das Zimmer oben im Giebel. Es war eins von den Dingen, die blieben, wie

sie waren, und denen man nie entwuchs. Otto schlief seinen Jungenschlaf in dem alten, braunen Bett, geborgen unter dem Dach seines Vaterhauses. Es war ein richtiger Weihnachtsschlaf, der kein Ende nehmen wollte, der ihn sanft auf die andere Seite drehte, als in dunkler Frühe die Küchenliese mit der Schaufel voll Glut hereinkam, um zu heizen.

Am späten Morgen war die Welt draußen hell und weiß. Der Feiertagsvormittag war dazu da, daß man mit dem Alten durch die Ställe ging, voran zu den Pferden, wie das Reiterherz es verlangte. Die Luft war klar und kalt, man sah vom Hof über den Fluß und weit über die Wiesen, es war alles weiß – über dem Wald wuchs eine schwere, blaugraue Wolkenwand herauf.

Vater und Sohn gingen miteinander ein Stück durch die verschneiten Felder, und Otto mußte erzählen, dies und das. Der Vater war bei Laune. Gottseidank. Es brachte sich leichter an hier draußen unterm Feiertagshimmel, daß da noch ein paar Reste waren – beim Schneider, im Casino und so. Keine große Summe, bewahre...

Gegen Mittag fing es an zu schneien. Es sank zuerst leicht und sacht herab, ein sanfter Feiertagsschnee. Doch dann kam der Wind auf, es wirbelte daher, es wehte heftig, es fing an zu schütten.

Es schneite und schneite den ganze Nachmittag und schneite in den Abend hinein, Sturm stand auf und verwehte die Türen, er warf ganze Ladungen gegen die Fenster. Stürze von Schnee brachen hernieder, als sackte der Himmel ein von den Lasten, die er trug. Man konnte nicht mehr hinaus – es hatte keinen Zweck, man saß drin und trank einen Grog. Aber es half nichts, um halb acht mußte Otto fort.

„Kannst du denn nicht hierbleiben, Otchen? Bei dem Wetter?“

Der Leutnant Glehn war zugleich belustigt und entrüstet. „Ausgeschlossen Mutter. Morgen neun Uhr Kirchgang!“

Er fuhr über Königsberg, er gewann eine Viertelstunde damit. Der Zug kam mit Verspätung, er schnaufte mühsam vorwärts. Es schneite ununterbrochen, Wolken sanken hernieder, Lawinen stürzten vom Himmel.

Otto Glehn saß im Zug nach Allenstein, es ging los, es ging langsam weiter in eine undurchdringliche, tobende Nacht hinaus. Es schneite, schneite, man kam bis Zinten und kam noch ein Stück weiter, es ging immer langsamer. Und dann war es aus.

Der Zug saß fest zwischen Zinten und Mehlsack.

Otto Glehn hatte ein bißchen geschlafen. Was war denn los? Die Fenster verklemmt, nichts zu sehen. Es war kalt im Abteil, denn dies war ja keine Vollbahn mit ordentlicher Heizung. Schubkästen mit glühenden Kohlen aus der Maschine wurden von außen unter die Wagen geschoben. Das war alles. Otto Glehn fuhr zweiter Klasse, nun ja – er war allein und konnte sich ausstrecken, er hatte zum Glück den Pelz. Trotzdem, es wurde ihm zu bunt und dauerte ihm zu lange, er stieg aus. Die furchtbare Wut des Schneesturmes überfiel ihn und schlug sich um ihn, er kämpfte durch ein knietiefes Bett sich schwer nach vorne. Die arme, kleine Maschine, was sollte sie machen? Sie saß drin bis über die Räder, das Gleis war begraben.

Aber die Menschen machten sich dran, all die Feiertagsfahrer, die der Zug zurückbringen sollte, sie warfen sich gegen den Feind. Sie schaufelten mit Händen und Armen, mit Brettern, vom Schutzraum losgebrochen, mit der Kohlenschippe; sie arbeiteten schwitzend und dampfend, eine verbissene kleine Gemeinde, der Leutnant Glehn mitten darin.

Wenn die wilde Flockenjagd ein wenig nachließ, sah er beim Aufrichten in der tiefen weißen Nacht ein paar ferne Lichter, ein Weihnachtsdorf im Schnee.

Es ging dann weiter, pustend und stöhnend ruckte die Maschine los – zwanzig Meter, und es war wieder vorbei – der Kampf begann von neuem, der Mensch gegen das Wetter – es dauerte bis vier Uhr morgens, da war man endlich bis Mehlsack durch. Und da war es zu Ende!

Verdammte Geschichte! Um neun Uhr Kirchgang...

Der Himmel hatte kein Einsehen mit dem Leutnant Glehn, er kümmerte sich nicht um einen scharfen Kommandeur, der auch kein Einsehen haben würde, da es um den Dienst ging. Gegen Mittag des zweiten Feiertags ließ das Wetter endlich nach. Eine ganze Provinz war im Schnee ertrunken.

Von Allenstein wurde der Schneepflug gemeldet, es dauerte und dauerte, erst abends sieben Uhr war der Leutnant Glehn da. In Allenstein hatte man schon geschaufelt trotz des Feiertags, manshohe Schneewälle säumten die Straßen. Otto Glehn stürzte nach Hause, in die Uniform und dann zum Kommandeur in die Wohnung. Eine üble, eine sehr üble Sache...

Er mußte im Herrenzimmer warten – der Gestrenge kam.

Der Oberst hatte die Litewka an, von der zwei Knöpfe offenstanden, und hatte in der Hand eine dicke Zigarre. Durch die offene Tür sah man ins Weihnachtszimmer. Es war schon nicht mehr so schlimm.

„Melde gehorsamst, Herr Oberst, wir hatten großen Schneefall. Der Zug blieb bei Mehlsack stecken.“

„Schneefall, soso, – das haben wir hier gar nicht gemerkt.“

Der Leutnant Glehn erstarrte. „Verzeihung, Herr Oberst...“

„Warum sind Sie denn überhaupt losgefahren, Glehn? Sie hätten dableiben sollen. Abwarten. Etwas mehr Überlegung! In der ganzen Provinz sitzen die Züge fest.“

„Herr Oberst, ich hatte Kirchgang.“

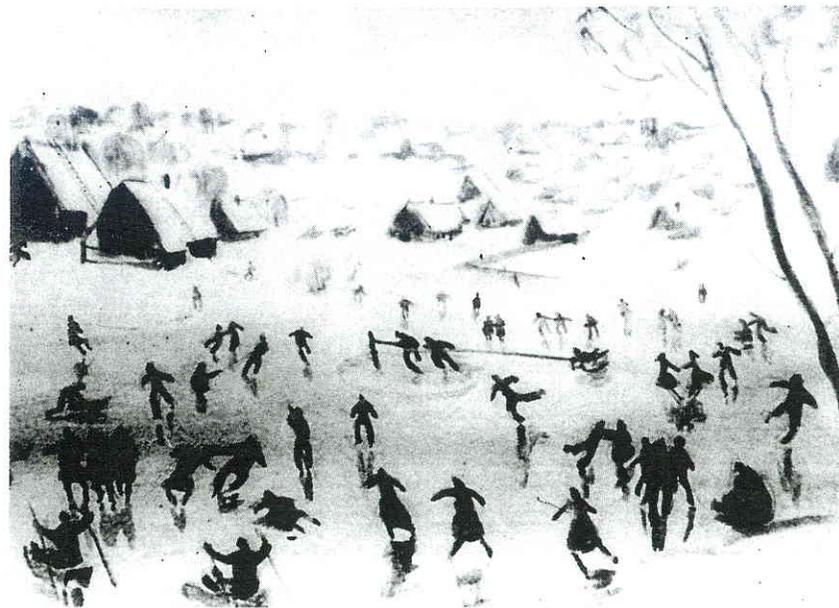
Der Kommandeur war groß und schwer, der Leutnant war groß und schlank, sie sahen sich gerade in die Augen. Des Leutnants Blick war gespannt und starr, des Obersten Blick war eindeutig und rätselhaft.

„Herr Leutnant Glehn“, sagte er mit seiner tiefen Stimme, „was denken Sie sich eigentlich?“

Der Leutnant Glehn war eine eiserne Säule, doch darin schlug heftig das Herz.

Dem Vater des Regiments zuckte es verräterisch um die vielen Fältchen an den Augen. „Es bricht hier ohne Sie alles zusammen, wie? Denken Sie, Sie sind der einzige Leutnant im Dragonerregiment 10?“

Aus: Ostpreußenblatt vom 25. Dezember 1951 – Jahrgang 2, Folge 26



Eisvergnügen (Gemälde von Karl Kunz)

Die Gans der Schwestern Schneiderei

Gehört und nacherzählt von Christa Wank

Eine gut gebratne Gans ist eine gute Gabe Gottes, hieß es in Ostpreußen, und zu Weihnachten gehörte ein Gänsebraten, mit Äpfeln gefüllt und mit Schmorkohl serviert, ganz einfach dazu.

Für die Schwestern Schneiderei aber war ein solcher Genuß nur schwer zu bekommen. Sie schlugen sich, beide schon etwas betagt, aber noch sehr rüstig, mit einem kleinen Erbe durch, das ihnen der Vater hinterlassen hatte. Die Erna war eine geschickte Näherin, und die Frieda kannte sich mit allerlei Hausmittelchen bei Rheumatismus und Magenverstimmung aus. Sie besserten so ihr schmales Haushaltsgeld auf, aber zu einer Gans langte es wohl doch nicht, wenn sie sich auch sehr einen so guten Festtagsbraten wünschten.

Da kam der Frieda eine Idee: Ihre alte Schulfreundin Lotte hatte doch aufs Land geheiratet. Wie wäre es, wenn man bei ihr einen lebendigen Vogel erstünde und ihn selbst mästen würde! Lange druckte sie herum, bis sie der Erna von ihren Gedanken zu erzählen wagte. Die Erna erklärte sie für verrückt. Wie sollten sie in ihrer Ponarther Wohnung eine Gans halten! Erbarmung! Und wenn Kunden zum Anprobieren kämen und das Tier sähen! Überall würd das beschabbert! Nein, die ganze Idee war rein dammlich!

Aber auch dammliche Ideen können Wirkung haben, und an einem Sonntagabend Anfang November stiegen die Schwestern Schneiderei am Königsberger Nordbahnhof aus der Kleinbahn, zwischen sich einen Korb, aus dem es leise schnatterte. Unbehellig gelangten sie in ihre bescheidene Unterkunft und packten ihre Mitbringsel aus. Die Gans erhielt den Namen Agathe und wurde mit ihrem Korb in einer Küchenecke untergebracht. Hier konnte man sie vor unwillkommenen Besuchern schnell in der Speisekammer verstecken. Die gute Lotte hatte bei heißem Kaffee und frischem Fladen über den Preis mit sich reden lassen und sogar noch ein Stück Speck und ein paar Eier zugelegt.

Die beiden Fräuleinchen zogen sich nun zurück. Besucher wurden abgewimmelt, Erna zog es vor, ihre Kundinnen selbst aufzusuchen, und Frieda wurde plötzlich kein Weg zu viel, wenn jemand einen Saft für den Husten brauchte. Sie hatten ihre Gründe: Erstens sollte niemand von dem Festtagsbraten wissen, von dem sie hätten abgeben müssen, und zum anderen mußten sie auch Ärger befürchten. Mit Haustieren war es so eine Sache in dem großen Mietshaus. Besser, es erfuhr keiner von der Gans Agathe.

Diese jedoch wurde zusehends wohler, watschelte in der ganzen Wohnung umher und zeigte schnatternd ihre wachsende Zuneigung. So kam die Weihnachtszeit heran, und schon beim Backen änderte sich die Stimmung im Hause. „Wir werden ja diesmal zu Weihnachten schön haben“, bemerkte die Frieda beim Rühren vom Pfefferkuchenteig. „Mit einem richtigen Gänsebraten...“ Die Schwestern sahen sich nicht an. „Aber wer wird sie schlachten?“ wagte schließlich Erna das Schreckliche auszusprechen. „Wird sich alles finden!“ tröstete Frieda und drückte die Mandeln in den Teig.

Aber wer sollte sich finden? Der 23. Dezember war da, ein verhangener Himmel über Königsberg kündigte schweren Schneefall an. In der Küche war es noch schummerig, als Erna plötzlich mit Mantel und Pelzmütze in der Tür stand. „Ich geh all“, verkündete sie knapp. „Wohin gehst?“ empörte sich Frieda. „So früh!“ „Nu – ich hab all viel zu beschicken! Zum Arzt will ich auch noch. Und du kannst es auch viel besser – bist es doch gewöhnt! Hast doch dem alten Dopat im Oktober erst das Furunkel aufgeschnitten! Da kannst doch auch mit 'nem Schlachtmesser umgehn!“ Frieda erstarrte. Nu schlägt's dreizehn! Solche Worte am Tag vor dem Christfest! Aber sie konnte nicht antworten, die Wohnungstür schlug bereits zu. Agathe watschelte leise schnatternd auf sie zu. Sie setzte sich hin und weinte.

Erna kam erst gegen Mittag heim. Beim Arzt hätte sie so lange warten müssen, sagte sie gerade – da fiel ihr Blick auf den Küchentisch. Erbarmung! Was mußte sie sehen! Agathe lag leblos hingestreckt, ein Bild des Jammers. Das Schluchzen überkam sie. Frieda wandte

sich mit tränenüberströmtem Gesicht zur Seite. „Ich habe sie betäubt!“ stieß sie hervor. „Ich habe ihr dein Schlafpulver unter die Körnerchen gemischt! Sie hat gut gefressen, und dann ist sie in ihrem Körbchen eingeschlafen...“ Das Schluchzen erstickte jedes weitere Wort. Was nun? Gerupft werden mußte sie. Wer sollte das tun? Aber nun ließ sich Frieda auf nichts mehr ein. „Das ist deine Sach!“ erklärte sie ihrer Schwester energisch, und Erna wagte keinen Widerspruch und begann ihr trauriges Werk. Als die Schummerstunde kam, lag Agathe nackt und bloß auf dem Tisch.

Die Schwestern machten kein Licht. „Willst e Schlubberche?“ fragte Frieda ihre Schwester, die, immer noch mit kleinen Schluchzern, die Federn in eine Tüte stopfte. Sie holte die Flasche Meschkinnes herbei, stellte zwei Gläser neben die nackte Agathe und goß ein. Der Bärenfang wärmte und beruhigte. „Ausnehmen und stopfen müssen wir sie noch“, sagte Erna mit dem Sinn fürs Praktische. „Die Äpfel hab ich all aus dem Keller geholt.“ Frieda sah natürlich auch ein, daß noch einiges zu tun war, und nahm das große Messer zur Hand, um in das Innere Agathes einzudringen. „Ich könnt noch e Schlubberche vertragen“, sagte Erna zaghaft, als das Messer angesetzt werden sollte. Der Vorschlag kam Frieda recht, und ein zweiter Meschkinnes tat seine Wirkung. „Heut ist schon zu duster!“ meinte Frieda entschieden. „Fürs Ausnehmen braucht man Tageslicht!“ Erna war durchaus ihrer Meinung, und unter Seufzen und erneuten Tränen ließen sie Agathe allein in der Küche zurück.

Am nächsten Morgen war es noch dunkel, als die Schwestern Schneiderei durch ein seltsames Geräusch geweckt wurden. Sie standen auf, gingen in die Küche – und Agathe watschelte ihnen entgegen, nackt und bloß, sonst aber durchaus lebendig, nur völlig verhubbert in der Kälte eines ostpreußischen Wintermorgens. Ernas gellender Schrei bewirkte, daß kurz darauf geklingelt wurde. „Achott, was is passiert?“ fragte die Frau Wadehn von nebenan. Sie hatten die Schwestern in den zurückliegenden Wochen besonders gemieden, denn sie war neugierig wie eine alte Kos, aber nun waren sie froh, die unglaublichen Geschehnisse einem Dritten schildern zu können. Frau Wadehn erwies sich als gute Zuhörerin, brachte eine Kanne heißen Kaffee und beruhigte die aufgeregten Schwestern. Die begaben sich bald ans Werk, und während draußen der Schneefall einsetzte, strickten sie beide um die Wette. Der Tannenbaum blieb grün und ungeschmückt stehen, dazu war keine Zeit. Als die Bläser unter dem Fenster vorbeizogen und feierlich „Vom Himmel hoch“ erklang, brannte zwar kein Baum und auch sonst war keine Bescherung vorbereitet worden, aber Agathe stolzierte in einem dicken Westchen umher, wohligh gewärmt und fröhlich schnatternd. Die Schwestern Schneiderei betrachteten sie, immer noch mit Tränen in den Augen, aber allmählich mit Weihnachtsfreude im Herzen. Die Äpfel, mit denen Agathe gefüllt werden sollte, wurden in die Röhre des Kachelofens gelegt. Bald zog denn auch der Duft der Bratäpfel durch die Stube, Erna schmückte den Baum, und Frieda füllte den bunten Teller. Agathe schnatterte behaglich im Weihnachtszimmer.

Von Gänsebraten wurde nie wieder gesprochen bei den Schwestern Schneiderei. Agathe aber lebte sieben glückliche Jahre und starb nach einem erfüllten Gänseleben eines natürlichen Todes. Man verdankte es übrigens der neugierigen Frau Wadehn, daß niemand von den Mietern Agathe das Wohnrecht streitig machte.

„In den Twelwten rammele de Wölf...“ – Ostpreußisches Brauchtum

THILO SCHELLER

Hollezweige

Die Äste stehen schräg und kahl im Baum,
Die Knospen aber warten ihrer Auferstehung.
Kalt sind die Nächte. Flocke fiel und Flaum.
Da halte ich im Garten feierlich Begehung:

Ich schneide einen Knospenzweig vom Kirschenbaum
Und trage ihn als Weihnachtsboten mir ins Haus.
Erst steht er dürr im Krug und regt sich kaum,
Doch Tag um Tag dehnt er und reckt sich aus.
Auf einmal ist die Hohe Nacht des Jahres da –
Auf steigt das neue Jahr, auf steigt ein neues Hoffen –
Ich stehe fromm am Krug, weil Wunderbares mir geschah:
Am Hollezweig stehn all die Blüten schlohweiß offen.

So macht ein schlichter Blütenzweig uns offenbar:
Schlägt auch der Winter alle Welt in Eis und Bann,
Aus allen Knospen springt es bald, das neue Jahr,
Und immer neu hebt Blühn und Fruchten an.

BERTA GROSS

Der Weihnachtsbaum in Ostpreußen

Die Sitte des Weihnachtsbaumes war in Ostpreußen verhältnismäßig jung. Sie ist etwa um 1820 herum aufgetaucht und hat sich auch dann nur langsam verbreitet. Allerdings findet sich in einer 1803 in Königsberg erschienenen Reisebeschreibung eines Pfarrers und späteren Königsberger Professors ein Bericht über eine Weihnachtsfeier um die Jahrhundertwende 1800 auf dem Schloß des Grafen Carl Ludwig Alexander Dohna-Schlodien im Kreise Pt. Holland, der zusammen mit seiner Gemahlin für seine Gutsleute und ihre Kinder in jedem Jahr den Lichterbaum mit Geschenken schmückte. Danach scheint der Weihnachtsbaum vereinzelt doch schon früher in Ostpreußen bekannt gewesen zu sein, allerdings zunächst wohl nur in wohlhabenderen Häusern und auf großen Gütern. Man nimmt an, daß die Sitte des lichter geschmückten Baumes zuerst von Berlin nach Danzig gekommen sei, und zwar sollen sie preußische Beamte und Offiziere mitgebracht haben, die von Berlin nach Danzig versetzt waren. Von dort aus ist der Lichterbaum dann in der ganzen Provinz Ostpreußen bekanntgeworden, zuerst in den Städten und später auch auf dem Lande. Ein Bericht aus Königsberg aus dem Jahre 1848 besagt, daß damals in Königsberg schon in jedem Hause ein Weihnachtsbaum brannte.

Mein Großvater, der 1834 geboren war, kannte in seiner Kindheit noch nicht den Weihnachtsbaum. Allerdings hatte er schon als Kind beide Eltern durch die Cholera verloren und hatte wenig Erinnerung an das Elternhaus. Mein Vater – 1863 geboren – kannte aber schon den Weihnachtsbaum aus seinem Elternhause als ein sehr bescheidenes Bäumchen, mit nur wenigen selbstgemachten Lichten besteckt.

Im Kreise Heiligenbeil war noch um 1850 herum der Weihnachtsbaum fast unbekannt. Man baute dort zum Heiligabend ein „Wintajreensboomke“. Drei Äpfel wurden übereinander auf ein Holzstäbchen gereiht, und die Äpfel wurden mit kleinen Tannenzweiglein besteckt. Der unterste Apfel hatte vier Stäbchen als Füße, und der oberste Apfel trug ein Licht. Dieses „Wintajreensboomke“ ist nichts anderes als die Nachbildung einer Weihnachtspyramide, ein lichtertragendes Gestell, das anderswo – allerdings in anderer Form – als Weihnachtsbaumersatz diente. Auch bei Darstellungen aus dem Familienleben des Danziger Kupferstechers Daniel Chodowiecki (1726–1801), auf denen er mehrmals die Weihnachtspyramide abgebildet hat, vermutet man, daß er aus Danziger Jugenderinnerungen schöpfte.

In den letzten Jahrzehnten wurde der Weihnachtsbaum auch in Ostpreußen mit dem üblichen käuflichen Schmuck (Schaumkugeln, Lametta, Engelhaar usw.), den man auch heute noch verwendet, „ausgeputzt“. In einzelnen Familien war – allerdings selten – noch alter, vererbter Christbaumschmuck, wie zum Beispiel selbstgegossene Bleiringe und Kugeln, vorhanden. In früheren Jahren fertigte man den Christbaumschmuck selbst an, besonders auf dem Lande. Wer sparen mußte, machte Ketten aus Zichorienpapier oder schnitt Puppen aus, hängte diese an den Baum und legte Flöckchen von Watte oder weißer Wolle auf die Zweige. Geschickte Hände fertigten Ketten und Sterne aus Stroh. In einigen Gegenden formte man Rosen aus buntem Seidenpapier und befestigte sie an den Zweigen. Arme Leute schnitten Figuren aus Möhren oder Wruken aus und schmückten damit ihr Bäumchen. Für die Kinder hängte man einfaches Gebäck, oft nur aus Brotteig gebacken, auf. Auf die Spitze des Baumes setzte man gern einen Stern.

Die Lichten machte man vielfach selbst und befestigte sie mit Draht an den Zweigen. Als man später Kerzen kaufte, bevorzugte man die bunten: gelb, rot, blau. Am Silvesterabend wurde der Baum überall noch einmal angesteckt. Man ließ ihn stehen bis Lichtmeß (2. Februar) oder wenigstens bis Heilige Drei Könige (6. Januar). Dann warf man ihn hinaus. Sein Stamm lieferte oft noch einen Besen- oder Harkenstiel, oder man schnitt an seinem unteren Ende die Äste bis auf kurze Stümpfchen ab und machte daraus einen „Sturzel“ zum Kartoffelwaschen oder aus seiner Spitze einen „Mooskriesel“ (= Quirl zum Musrühren). Auch den Schornstein fegte man mit dem Weihnachtsbaum aus. Meistens aber wurde er zerhackt und verbrannt, denn es sollte nicht gut sein, wenn er sich auf dem Hofe herumtrieb.

Aus: Ostpreußenblatt vom 25. Dezember 1958

Die Sternsinger

„Im Südteil Ostpreußens, aber auch in anderen Gegenden, gingen bis zum letzten Kriege in den Weihnachtstagen die „Sternsinger“ um. Man nannte sie auch „Sternjungens“ oder die „Weisen aus dem Morgenland“. Einer von ihnen trug auf einer Stange einen drehbaren Papierstern, in dem ein Licht brannte. Die Begleiter des Sternträgers waren die Heiligen Drei Könige. Sie hatten weiße Hemden an und goldene Papierkronen oder hohe, spitze Papiermützen auf. Einer von ihnen, der den König aus dem Morgenland darstellen sollte, hatte sein Gesicht schwarz gemacht. Er trug vielfach ein an der Spitze blutigrot gefärbtes Schwert, was an den Kindermord des Herodes erinnern sollte, und eine kleine Puppenwiege mit einer Puppe darin. Ein anderer spielte auf dem „Brummbaß“, einem Lärminstrument, bei dem auf ein Brett Draht- und Bindfadensaiten über eine zugleich als Steg und Resonanzboden dienende Zigarrenkiste gespannt waren. In manchen Gegenden haben die Sternsinger an Stelle des Brummbasses einen „Brummtopf“ mitgeführt, ein gleichfalls als Geräuschinstrument dienendes Fäßchen, bei dem ein Boden mit Schweinsblase oder Leder überzogen und ein Schweif von Pferdehaaren aus der Mitte dieses Überzuges herausgeführt wurde. – Zu den Brummtönen ihres Instrumentes trugen sie in eintönigem Sprechgesang ihre altertümlichen Lieder vor, die meistens mit der Strophe begannen:

Wir treten herein ohn' allen Spott!

Einen schönen, guten Abend, den geb' uns Gott,

Einen schönen, guten Abend, eine fröhliche Zeit,

Die unser Herr Christus hat bereit'!

Die Umzüge der Sternsinger gehen wohl auf alte szenische Spiele zurück. Von ursprünglicher Handlung waren aber nur noch kümmerliche Reste vorhanden. In manchen Dörfern des Oberlandes wurde dabei auch der Kindermord zu Bethlehem drastisch vorgeführt. Aber auch Reste des mittelalterlichen Kindelwiegens lebten in den ostpreußischen Sternsingerspielen. – Im Osten der Provinz, in der Gegend um Treuburg, schaltete man nach der Begrüßung das schöne, wohl aus dem 17. Jahrhundert stammende Lied von der Himmels-tür ein. Auch Spuren alter Hanswurstszenen ließen sich bisweilen in den Sternsingerspielen noch beobachten. Diese Sternsinger- oder Dreikönigsspiele, die sich mit erstaunlicher Zähigkeit in mündlicher Überlieferung von Generation zu Generation erhalten hatten, gehen auf kirchliche Spiele des späteren Mittelalters zurück.

In Masuren wurden neben diesen volkstümlichen kleinen Szenen der Sternsinger in den Häusern auch alte Krippenspiele in den Kirchen aufgeführt, die angeblich seit Menschen-gedenken mündlich überliefert und Jahr für Jahr aufgeführt wurden.“

Mit freundlicher Genehmigung des Akademischen Gemeinschaftsverlages Salzburg/München aus dem Buch „Wir Ostpreußen“ der Reihe „Heimat im Herzen“ entnommen.

Aus: „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“. Gedichte und Erzählungen, Liedgut und Brauchtum für die weihnachtliche Zeit. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, 1973

Der Schimmelreiter und sein vermummtes Gefolge

In unserer ostpreußischen Heimat war noch bis in die jüngste Vergangenheit viel uraltes Brauchtum lebendig, das in den anderen deutschen Landschaften unbekannt oder längst ausgestorben war. Besonders in den Zwölften in der Zeit zwischen Weihnachten und Heiligen Drei Königen hatten sich Volksglauben und Brauchtum reich entfaltet. In diesen Nächten, so glaubten unsere Vorfahren in alter Zeit, zieht die „Wilde Jagd“ mit Peitschengeknall und Hundegebell durch die Lüfte. Auch sonst war es unheimlich in diesen Nächten, in denen sich der Mensch von bösen Geistern bedroht sah und sich auf alle mögliche Art vor ihnen zu schützen suchte. „In de Twelfte rammele de Wilw“ (= Wölfe), sagte man und dachte dabei wohl an böse Urweltkräfte, die den Menschen und seinen Besitz um diese Zeit mehr als sonst umdrohen.

In einem Umzug vermummter Gestalten waren alle diese dunklen Vorstellungen Gestalt geworden, und sie waren zugleich gebannt, indem man sie darstellte: in dem Schimmelreiterumzug, diesem für Ostpreußen besonders charakteristischen Brauch. In der Weihnachtszeit erwartete man immer schon mit großer Spannung das Erscheinen der „Hell Kriste“, wie man diesen Umzug in weiten Gebieten Ostpreußens nannte. Wenn es am Silvester- oder Neujahrsabend dunkel geworden und das Vieh in den Ställen abgefüttert war, hörte man plötzlich von draußen her laute Stimmen und Männertritte, Peitschenknallen und das Klingeln von Schlittenglocken. Die Haustür wurde aufgerissen, und der Anführer mit Peitsche und Klinger in der Hand, mit einer rohen, selbstgemachten Larve vor dem Gesicht und einer beliebigen Verkleidung erschien und bat um Einlaß für sein Gefolge: „Ist es erlaubt, mit dem Schimmel einzutreten?“ Wenn das gewährt war – und wer hätte eine solche Bitte abschlagen können –, dann ergoß sich eine wilde Schar lärmender, bunt verkleideter Gestalten in die Stube und führte einen wahren Hexentanz auf.

Die wichtigste Gestalt war der Schimmelreiter. Ein Mann hatte sich vorne und hinten je ein großes Sieb vorgebunden und beide mit einem weißen Laken behängt. Am vorderen Sieb war ein selbstgemachter Schimmelkopf befestigt, der aus einem bewickelten Kratzenhalter oder aus einer hölzernen Gaffel hergestellt war. Der Schimmelreiter, der also mit seiner oberen Körperhälfte aus dem Schimmel herausragte, trug einen breitrandigen Filzhut oder eine spitze Papiermütze, ein weißes Hemd oder auch eine alte Soldatenuiform. Der Schimmel, der häufig noch von einem besonderen Schimmelführer an einem Strick oder Seilen geführt wurde, mußte in der Stube alle möglichen Kunststücke vorführen und über Tisch und Bänke springen.

Neben dem Schimmel war die wichtigste Gestalt des Zuges der Bär. Er war meistens ganz in Erbsenstroh gewickelt und wurde von einem Bärenführer an der Kette geführt. Besonders die Mädchen hatten Angst vor ihm, weil er sie zu packen versuchte und sich dann mit ihnen auf der Erde rollte. Auch der Storch war gefürchtet. Ein Mann hatte sich ein weißes Laken umgehängt und ließ vorne einen auf einer Stange befestigten Storchkopf herausstecken, in dessen Schnabelspitze manchmal eine Stopfnadel gesteckt war. Der Storch stöberte mit seinem Schnabel alles durch, schnappte und hackte mit seinem Schnabel oder biß die Mädchen ins Bein.

Der Ziegenbock war die einzige Gestalt, die sich vom Schimmelreiterumzug lösen und in der Silvesternacht einzeln als Neujahrsbock von Haus zu Haus gehen konnte. Auch hier trug ein Mann, der mit einem Laken behängt war, auf einer Stange einen selbstgemachten Ziegenkopf aus einer hölzernen Gaffel oder sogar mit echten Hörnern. Neben diesen Hauptgestalten des Umzugs gab es noch eine Fülle weiterer Nebenfiguren, die in den einzelnen Gegenden wechselten. Da war zum Beispiel der Schornsteinfeger, der Ruß und Asche aus Herd und Ofen holte und in die Stube streute, das Pracherweib, das in einem Korb die Gaben einsammelte, eine Frau, die ein Kind auf dem Rücken trug und mit einer Federpose im Mund sein Weinen nachahmte, der Jud und die Judsche, die Waren, zum Beispiel Hobelspäne oder Papierstreifen als Fitzelband verkauften, die Zigeunersche (oder

Zigoansche) und im mittleren Ermland das Wurschtweib, der Paarchemann und der Flikkertomsk. Vereinzelt traten auch der Zigeuner, der Prachermann (oder Wengtiner), der Kickert (oder Kieker), der Steife Mann, ein Dromedar, Affen, ein Wolf, Blechmänner, Clowns und sogar der Tod mit der Sense auf. Im Ermland kam in jüngerer Zeit oft auch ein Weihnachtsmann mit, was früher nicht üblich war.

Wenn die lärmende Schar mit Eßwaren, Schnaps und Geld belohnt war, zog sie weiter, um die Nachbarn im nächsten Haus zu erschrecken. Aber einen Ort gab es doch, vor dem auch die rauhen Männer des Schimmelreiterumzugs sich fürchteten: das war die Gemarkungsgrenze. Man glaubte nämlich fest daran, daß der Schimmel nicht verschickt (das heißt in Verkleidung) über die Grenze gehen dürfe, sonst geschehe ihm etwas Böses. Im evangelischen Gebiet sagte man: An der Grenze begegnet er dem anderen Schimmel, dem anderen Schimmel ohne Kopf, dem richtigen Schimmel. Im katholischen Ermland glaubte man, daß an der Grenze der Teufel komme und ihn mitnehme oder ihm das Genick umdrehe. In der Heilsberger Gegend hieß es: „Sonst hebt der Teufel den Schimmelreiter in die Lüfte“. Der Bär sollte sich zu Tode kullern, wenn er über die Grenze ginge, oder ihm sollte das Bärenfell anwachsen.

Diese volkstümlichen Vorstellungen hatten ihren Niederschlag in vielen Sagen gefunden. Einmal vor vielen Jahren – so erzählte man – begegnete der Schimmelreiter an der Grenze zwischen Wangnick und Mockelheim (Kreis Rastenburg) einem Reiter auf einem Schimmel. Die Männer blieben wie angewurzelt stehen und konnten sich vor Furcht nicht rühren. In dem hellen Mondschein sahen sie, wie der fremde Reiter auf ihren Schimmel zuritt und wie sie beide miteinander kämpften. Zuletzt war der fremde Reiter plötzlich verschwunden, und sie konnten sich wieder rühren. Ihr Kamerad aber lag tot auf der Erde, ihm hatte der richtige Schimmelreiter das Genick gebrochen.

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig von Löhlhöffel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

¹⁾Angeführt wurde die unheimliche Schar durch Wotan auf seinem sagenhaften achtfüßigen Schimmel. Gemäß dem später herausgebildeten Volksglauben begleitete ihn Frau Holle, eine dämonische Alte mit grauen Haaren und langen Zähnen. Zum gespenstischen Troß des wilden Jägers gehörten zahlreiche furchterregende Geisterwesen. (Heinz Baranski, Vom Umzug des Schimmelreiters und der Neujahrsböcke. Ländlicher Volksbrauch innerhalb der Zwölften.)

HEINZ BARANSKI

Brummtopf und Teufelsgeige

Der Brummtopf und ebenso die Teufelsgeige gehören gemäß Prof. Dr. Erhard Riemann zu den alteuropäischen Primitivinstrumenten; auf ihnen lassen sich keine selbständigen Melodien spielen, sondern lediglich Geräusche hervorbringen. Beide Geräte eignen sich nur zu rhythmischer Begleitung, um den Takt bei Liedvortrag oder anspruchloser instrumentaler Volksmusik stützend hervorzuheben. Im ostpreußischen Brauchtum ist der Brummtopf das ursprünglichere Gerät und übertrifft vermutlich auch die Teufelsgeige altersmäßig und gewiß an Modulationsmöglichkeiten.

Der früheste schriftliche Beleg für den Gebrauch des Brummtopfes findet sich im Jahrgang 1841 der „Preußischen Provinzialblätter“ (Bd. 26, S. 519–539). Er wird als Begleitinstrument bei weihnachtlichen Umzügen erwähnt. Der Königsberger Rektor Hermann Frischbier, ein verdienstvoller Sammler heimischen Volksgutes, veröffentlichte Texte von Brummtopfliedern. In den durch ihn zusammengetragenen „Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten“ (2. Aufl., Berlin 1865, S. 38) beschreibt der Forscher das Geräuschinstrument so:

„Der Brummtopf ist das Hauptinstrument der Volksjugend in der Advents- und Weihnachtszeit... Eine kleine Tonne wird, nachdem ihr der eine Boden genommen, mit einer Schweinsblase oder mit Leder überzogen. Aus der Mitte dieses neuen Bodens zieht sich ein kleiner Schweif von Pferdehaaren, welcher mit angefeuchteter Hand gezogen wird. Das Instrument brummt nun in eintöniger, lauter und schneidender Weise und wird von Jungen, welche als heilige drei Könige verkleidet umherziehen, zur Begleitung ihrer Weihnachtsgesänge benutzt.“

Frischbiers kurze Beschreibung bezieht sich lediglich auf das mit einer einzelnen Membran versehene Brummtopf-Modell; aber es gibt außerdem weitere Typen, die in der Konstruktion leicht abweichen. Mitunter werden beide Böden des „Lächels“ oder Holzfäßchens entfernt, so daß man zwei Membranen aufziehen kann, nämlich auf der Oberseite und unten. Die Lärmwirkung des Geräts ließ sich noch steigern, indem der Hersteller Schnüre oder Schafsdärme straff über diese Membranen spannte. Wenn man zusätzlich Metallknöpfe auf die Schnüre zog, kam zum Brummtopf ein Rasseleffekt hinzu.

Manche Spieler versahen die Faßwände außen mit Drähten, auf denen Federkiele und/oder Knöpfe saßen. Gelegentlich im Innenraum des Fäßchens angebrachte Federkiele erzeugten ein charakteristisches, schwirrendes Geräusch. Darmsaiten oder Bindfäden auf die Außenhaut des Faßkörpers gespannt, lassen sich anzupfen, wobei dumpfere Töne entstehen. Sie betonen rhythmisch das gesungene Brummtopflied.

Auf welche Weise läßt sich der Brummtopf spielen? Er muß jeweils von drei Burschen betätigt werden. Einer hält das Instrument und drückt es zum Zwecke stärkerer Resonanz gegen die Wand. Ein zweiter Bursche, der eigentliche „Spieler“, zieht mit beiden Händen abwechselnd, gleichsam wie melkend, am heraushängenden Haarschweif. Ein dritter Helfer muß diese Pferdehaare öfter aus einer mit Aschenwasser gefüllten Flasche beträufeln. Erst durch das Anfeuchten wird es überhaupt möglich, den gewünschten lauten Brummtopf zu erzeugen; denn nur, wenn es gelingt, die Fettanteile aus dem Pferdehaar herauszulösen, entsteht die erforderliche Reibung, welche das Brummen hervorruft.

E. Riemann hat die unterschiedlichen Brummtopftypen nachgebaut, praktisch erprobt, beschrieben und abgebildet; denn sämtliche ostdeutschen Originale sind Opfer des Zweiten Weltkrieges geworden, und westdeutsche Museen verfügen über keine Bestände. Riemanns Nachforschungen über den Zeitpunkt ost- und westpreußischer Brummtopf-Umzüge haben regional abweichende Ergebnisse erbracht. Schon im vorigen Jahrhundert kamen deutliche Terminverschiebungen vor. Es lassen sich alle Mittwintertermine für den Gebrauch des Brummtopfes nachweisen; Advent, Weihnachtsabend, Silvester und Heilige Drei Könige. Allgemein kommt die Zeitdauer der Zwölften in Betracht. Allerdings wird betont, daß im ostpreußischen Kerngebiet (Natangen, Barten, Ermland) der Brummtopf-Umzug zuerst ein ausgesprochener Fastnachtsbrauch gewesen sei.

Immer vertreten war beim Umzug des Schimmelreiters die Teufelsgeige. Dieses einfache, selbsthergestellte Lärminstrument wurde von einem beliebig verkleideten Mann gehandhabt. Er stampfte damit heftig auf den Fußboden, um den Takt gesungener Lieder zu unterstützen. In späterer Zeit betonte die Teufelsgeige den Rhythmus von Ziehharmonikaklängen, die den ursprünglichen Gesang ersetzen. Die Teufelsgeige bestand aus einem Besenstiel mit einer daran montierten Blechdose. Darüber waren als Saiten Bindfäden oder Drähte gespannt. Auf diese hämmerte der Spieler mit einem Knüppel oder „sägt“ mit einem gekerbten Stock, als ob er einen „Speckfiddler“ nachahmte. Zusätzlich angebrachte leere Schuhwichschachteln, runde Blechscheiben und Glöckchen sollten das Rasselgeräusch verstärken.

Wie Georg Didszun 1956 aus eigener Anschauung berichtet, ist in der zum Goldaper Kreisgebiet gehörigen Rominter Heide „zur Großvaterzeit“, bis etwa 1914, folgender Brummtopfspruch üblich gewesen, damals zum „Höljchrist“, d. h. zu Weihnachten:

„Wir wünschen ein fröhliches Weihnachtsfest
und Glück und Segen aufs allerbest!
Wir wünschen dem Wirt (= Bauer) einen goldenen Tisch,
auf allen vier Ecken Braten und Fisch
und in der Mitte eine Kanne mit Wein,

daß er kann trinken und fröhlich sein!
 Wir wünschen der Wirtsche eine gold'ne Kron,
 aufs andre Jahr einen jungen Sohn!
 Wir wünschen der Tiene den Besen in die Hand,
 daß sie kann fegen das Haus so blank!
 Wir wünschen dem Franz eine Kardätsch (= Bürste, Striegel) in die Hand,
 daß er kann putzen die Pferd' so blank!
 Wir hören die Wirtsche mit Schlüsseln klingen,
 sie wird uns eine Gabe bringen."

„In den Twelwten rammele de Wölf...“

Ostpreußische Bräuche um die Zeit des Jahreswechsels

Flocken tanzen vor dem kleinen Fenster – leicht, wie Flaum. Draußen, auf dem Fenstersims, bauscht sich hoch und duftig der Schnee. Die Luft ist ganz klar und der Nachthimmel stahlblau und so unermeßlich hoch wie selten im Jahr.

Die Mansarde ist spärlich ausgestattet. Im Speiseschrank hockt die Armut und friert. Da knallen Feuerwerkskörper. Es ist Silvesternacht. Die letzte Stunde des Jahres macht sich reisefertig. Die Greisin steht auf. Ohne Hast und mit Sorgfalt holt sie aus der Kommode das beste Handtuch und hängt es über die Stuhllehne nahe dem Ofen. Sie spricht mit sich selbst – leise, abgerissen. Die Worte sind unverständlich. Dann füllt sie die Waschschüssel mit frischem Wasser und setzt sie auf den Kanonenofen. Der Ofen wird noch einmal bis obenhin gefüllt – ein selten erlebter Überfluß. Schließlich legt die alte Frau ein weißes Tuch über den Tisch, auf dem sie die Reste ihrer letzten Mahlzeit ausbreitet. Es ist, als erwarte sie zu dieser späten Stunde noch einen Gast. Es mutet schaurig an. Es ist wohl auch unheimlich. Denn die Greisin rechnet tatsächlich mit Besuch, mit dem Besuch ihres verstorbenen Mannes.

Das ist nackte Wirklichkeit. Wenn ihr die alte Frau fragen könntet, sie würde lächeln über euch und eure Feuerwerkskörper. Sie könnte euch erzählen von dem Sinn dieser Knallerei und davon, wie ursprünglich dieser Brauch bis zum letzten Krieg noch in ihrer Heimat befolgt wurde. In Ostpreußen zogen die jungen Burschen in der Silvesternacht mit langen Peitschen durch die Dörfer, um laut knallend das alte Jahr zu vertreiben. Das neue Jahr stand auf der Schwelle, da hatte das alte zu weichen. Man jagte, hetzte es fort.

Lächeln wir heute darüber? Wir sollten bedenken, daß unser eigenes tägliches Leben angefüllt ist mit Gewohnheiten, von denen viele auf alte, teils heilig gehaltene Bräuche unserer Vorfahren zurückgehen.

Doch bleiben wir bei Ostpreußen. Zur Besiedlung dieses Landes strömten Menschenmassen aus den verschiedensten deutschen Stämmen in den Raum östlich der Weichsel. Durch Überlagerung und Überschichtung der Bräuche, die jede dieser Volksgruppen mitbrachte, erklärt sich, daß der deutsche Osten seit je sattester Nährboden für alte Überlieferungen und symbolische Handlungen war. Betrachtet man deren Ursprünge und kommt man ihren Bedeutungen auf die Spur, so ergibt sich ein buntes Bild.

Weihnachten – „ze den wihen nahten“ sagte man früher – war in Deutschlands Osten nicht ein Fest von zwei oder drei Tagen. Es war eine Zeit der Besinnung, der inneren Einkehr; eine Zeit, in der aufgeräumt wurde – Herz, Seele, Haus und Hof. Diese Zeit dauerte vom ersten Advent über das Christfest und die „Zwölften“ bis zum Heiligen Dreikönigstag.

Teufelsgeige, Erbsenbär, Brummtopf – wecken diese Begriffe nicht ganz andere Vorstellungen? Rumort nicht etwas Wildes in diesen Worten; brodeln sie nicht geradezu darin? Nun, mit diesen Tagen und Wochen verband sich eine Kette symbolischer Handlungen, in denen es manchmal laut und rauh zuging, während Stilles und Besinnliches dahinter stand. In

dieser Zeit, in der ein neues Jahr geboren wurde, war nämlich nach alten Überlieferungen das Treiben der bösen Geister am hemmungslosesten und gewalttätigsten.

Man mußte sich versehen. Daß die Menschen in diesen Tagen und Nächten ihr Inneres und Äußeres aufs beste bestellt hatten, war selbstverständlich; daß sie sich ganz still und ruhig verhielten bei drohender Gefahr, war klug und umsichtig. Doch, wie das manchmal so ist – auch das Gegenteil galt als richtig. Man erzeugte künstlich andauernde Bewegungen und viele schreckliche Geräusche, um die Dämonen in die Irre zu führen.

Nach altem Glauben braust der Wilde Jäger mit seinem Gefolge in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag lärmend, mit Hundegebell und Peitschenknall durch die Lüfte. „In de Twelfte rammele de Wölf (Wölfe)“, sagte man in Ostpreußen. Das war die Zeit der Sternsinger und des Schimmelreiters.

Doch mit lärmenden Umzügen allein war noch nicht geholfen. In manchen Orten wurden in den „Rauchnächten“ die Häuser ausgeräuchert. Die Ackergeräte mußten bis zum Weihnachtsabend sauber und wohlverwahrt unter Dach sein. Das Spinnrad, das an den langen Abenden vor dem Fest viel benutzt worden war, wurde verhüllt, um nicht Frau Holle in Zorn zu bringen. In den „Zwölften“ sollte auch keine unnötige Arbeit getan werden. Es durfte nicht gewaschen, gebacken, genäht oder gedroschen werden. Haus und Ställe mußten blitzten vor Sauberkeit.

In manchen Gegenden legte man in der Christnacht eine Axt auf die Schwelle des Viehstalls. Hier und da wurden am Weihnachtsabend auch die Haustiere in die Stube geholt und bekamen dort am Tisch etwas zu fressen – Sinnbild der Gemeinschaft von Mensch und Tier in der heiligen Nacht. In anderen Gegenden ging der Bauer zu seinem Vieh in den Stall und zu den Obstbäumen im Garten und sagte jedem die Geburt des heiligen Christ an.

Wer wollte jetzt noch lächeln? Denkt doch nur an den Barbarazweig. Er ist heute wieder sehr beliebt. Vielleicht habt ihr selbst einen zu Hause in der Vase stehen und findet diesen Brauch hübsch. Was wäre aus ihm geworden, wenn dieser Zweig in früheren Zeiten mit geringerem Glauben und weniger zuversichtlichen Hoffnungen gepflegt worden wäre? Wer weiß denn heute noch, daß derjenige auf Glück und Gesundheit rechnen kann, der seinen Zweig bis Weihnachten zum Blühen bringt?

Und das Mobile, das bei manchem von euch im Raum hängt, ist der Geister abschirmenden „Unruhe“ Ostpreußens gleich; nur daß diese nicht im Laden gekauft, sondern aus Stroh selbst gebastelt und in katholischen Gegenden mit Weihwasser besprengt wurden.

Aus: Ostpreußenblatt vom 9. Januar 1971, Jahrgang 22 – Folge 2 (gekürzt)

ERNST KRAUSE

Loblied auf unseren ostpreußischen Winter

Was war es doch bei uns im Winter herrlich und, so unglaublich es klingen mag, auch warm und anheimelnd! Wenn wir davon hier im Westen, wo wir in den sogenannten Wintern trotz meist mangelnden Frostes in der „labbrigen Luft“ oft genug „hubbern“, etwas verlauten lassen, begegnen wir allgemeinem Staunen: „Wir haben doch gehört, daß bei euch im Winter bis 25 Grad Kälte und mehr mit sehr viel Schnee herrschen und daß dann dort die Erde unter einem weißen Tuche oftmals drei bis vier Monate steif und starr daliegt.“ – Ja, das stimmt. Aber trotzdem war der Winter bei uns ungleich viel angenehmer als das, was sich hier statt dessen an unbenennbarer Jahreszeit abspielt.

Bei uns zu Hause hatte jede, auch die Stube des einfachen Mannes, Doppelfenster, und in jeder Stube, ob Wohn- oder Schlafräum, stand ein großer Kachelofen, der ganz langsam und gleichmäßig seine Wärme abgab. Man konnte sich daran so schön aufwärmen, wenn man von draußen kam.

Nach einem langen, schönen Herbst setzte zunächst der Vorwinter ein, der meist vor der Weihnachtszeit eine erhebliche Milderung erfuhr. Wenn auch die Kerzen des Christbaums sich durch die Fenster nach draußen noch auf Schnee spiegelten, so war dieser aber immerhin klamm, und die Jugend hatte das bisherige Schorren und Schliddern und Rodeln ein wenig aufgegeben und baute eifrig Schneemänner oder lieferte sich Schneeballschlachten. Das Leben auf den Seen und Hafsen und Kanälen erfuhr allerdings durch ein wenig Tauwetter kaum eine Unterbrechung. Schlittschuhläufer, Segelschlitten, Pferdeschlitten begegneten sich dort. Die Hauptverkehrslinien wurden auf dem Eise gleich zu Beginn des Winters mit Tannen abgesteckt, da man sich sonst, zumal bei plötzlich einsetzendem Schneegestöber, zu leicht verirren konnte.

Nach einem verhältnismäßig milden Vorwinter setzte aber bald nach Weihnachten der Hauptwinter ein. Dann hatten wir klirrenden Frost bei strahlender Sonne und trockene, reine, staubfreie Luft. Das war die Regel. Und das war gesund für Mensch und Tier und auch für die heimatische Pflanzenwelt, die daran gewöhnt war, und für die „Winterfurche“, die sich dabei „löschte“. Gewiß gab es auch einmal Kahlfröste, womöglich noch verbunden mit dem bösen, schneidenden Ostwind. Das war gefürchtet und bekam weder Menschen noch Tieren noch Saaten. Ebenso unangenehm war es, wenn einmal Glatteis eintrat. Dann war die ganze Natur wie mit festem, durchsichtigem Zuckerguß überzogen. Und es war fast unmöglich, sich fortzubewegen ohne Eissporen. Den Jungen machte es allerdings großen Spaß, die Hälfte aller Erwachsenen auf der Straße immer „lang liegen“ zu sehen. Weniger lustig war es für die Pferde, wenn die Stollen nicht mehr ganz scharf waren, und noch schlimmer wirkte sich das Glatteis für das Wild aus, das dann meist nicht an seine Äsung gelangen konnte. Die Rehe, die durch die scharfkantig splittende Kruste brachen, verletzten sich arg die Läufe. Und der Landmann war in Sorge um die Winterung, die unter dieser Eisglasur nicht atmen konnte und zum Erstickungstode verurteilt war, wenn sie nicht bald durch Tauwetter ganz davon befreit wurde. Die gewöhnliche Schneedecke schadete nicht, sondern bildete einen notwendigen Schutz, es sei denn, daß sie an manchen Stellen zu hoch und zu lange lag. Hundert Tage hintereinander Schnee vertrug nach alter Bauernregel die ostpreußische Winterung.

Gewöhnlich war das ganze Land in weiße, weiche Watte eingepackt, die vor dem Schlimmsten schützte und die störenden Laute auffing oder wenigstens dämpfte, so daß nur das Knirschen der Schritte und das hellere oder dunklere Klingeln der Schlittenglocken zu vernehmen war. Besonders am Abend oder nachts war diese Stille wohltuend und beruhigend. Wenn man dann aus seinem Hofe aus dem Hause trat, die funkelnde Sternenpracht am schwarzen Himmel über sich, und wenn man dann nur ein paar Schritte vom Hofe weg aufs Feld hinaus ging und dort stehenblieb, dann war man mit dem Lieben Gott ganz allein. Nichts war zu hören. Höchstens ganz aus der Ferne drang ein leises Schlittengeläute an unser Ohr wie ein schwaches Wimmern aus einer anderen Welt. Selbst wenn dann unten im Dorfe ein Hund anschlug, vermochte sein kurzes Bellen, das nur dumpf über die Schneefläche herüberklang, die allgemeine Stille kaum wirklich zu unterbrechen. Bei Tage hörte man noch hin und wieder vom Walde her einen Flintenschuß, der ganz unwirklich klang, und aus der Nähe schnarrten die Nebelkrähen, weil ihnen der Magen knurrte. Erst wenn in den Obstgärten die gar nicht menschen scheuen Dompfaffen in ganzen Gesellschaften ihre blutroten Brüstchen im Schnee plusterten, wenn oft genug die Seidenschwänze, die eigentlich im hohen Norden zu Hause sind, ihr silbernes Sirren ertönen ließen und gar die kleinen nordischen Taucher an offenen Stellen des Baches ihre Künste zeigten, dann war bei uns richtig Winter. Dann mußte man jeden Morgen die Haus- und Stalltüren freimachen und die Steige auf dem Hofe und vom Hofe zur Landstraße ausschaufeln, damit Fütterer und Melker und Briefträger durchkamen, und der Schneepflug schob die Hauptverkehrsstraßen frei. Allmählich erhoben sich ganze Mauern von Schnee zur Seite der Wege. An Sonn- und Feiertagen ließ man die Kutschpferde anspannen, und im Spazierschlitten ging es, heidi, daß der Schnee Menschen und Pferden um die Ohren flog, im schlanken Trabe hinaus zum Besuch zu Verwandten und Bekannten, oft meilenweit vorbei an Dörfern und Gehöften, weite Strecken durch den Wald, von dessen Zweigen und Ästen der Schnee wie Puderzucker auf uns herabfiel. In Pelze gehüllt, auf Pelzdecken sitzend und mit ihnen

zugedeckt und gut bestopft, sauste man durch die frische Winterluft und bekam rote Backen. Und die edlen Fuchse, Braunen und Rappen, mit dampfenden Nüstern und vorn ganz bereift, ließen sich nicht lumpen. Man sah ihnen ordentlich die Lust an, die sie an der fröhlichen Fahrt hatten, die Beine in den Schnee stechend und wieder an sich reißend wie im Zirkus. Sie versagten nie und rissen den Schlitten durch jede Schneewehe. Werkzeug zum Ausgraben von Fahrzeug und Pferden und zum Flickern von geplatzten Strängen und Seilen hatte man für alle Fälle ja immer mit.

Am Ziel angelangt, trat man, mit Eiszapfen am Schnurrbart, bei den Freunden ein. Der Blutstrom, von der frischen Luft gepeitscht, rann einem flüssiger durch die Adern. Daß dazu noch ein guter Kaffee und ein ordentliches Glas Grog als weitere Anregung hinzukamen, war selbstverständlich. Daß auch die eßbaren Vorräte durchgeprobt werden mußten, war Pflicht. Und diese Pflicht war manchmal nicht leicht, denn inzwischen hatte die Vorratsschlachtereier stattgefunden. Bei flauem Wetter schlachtete nämlich kein rechter Ostpreuße gern. Leberwurst und Sülze mußten schon zu Kaffee heran; eine Rauchwurst wurde zu Ehren der Gäste auch schon aus dem Rauch geangelt. Und zum Abendessen gab es vielleicht Hasenbraten mit Schmandsoße. Denn inzwischen waren ja schon einige Treibjagden gewesen, bei denen manch armer Mümmelmann den Schnee rotgefärbt hatte.

Mitten in der Nacht ging es wieder heimwärts. Draußen wiesen uns die Sterne den Weg, oder es herrschte Schneelicht. Man konnte getrost hin und wieder ein Nickerchen machen; die Passer fanden von allein den Rückweg. Erst wenn sie im scharfen Trabe etwas kurz auf den Hof einbogen und mit einem Ruck hielten, erwachte alles aus dem freundlichen Hindämmern. Übrigens schlummerte es sich nirgends so schön wie im kalten Winter warm zugedeckt im Schlitten unter den Sternen der Heimat bei guter, schön eingefahrener Schlittbahn, und wenn dabei leise neue Schneeflocken herunterrieselten und „die Schlittbahn schmierten“. Nirgends fühlte man sich so geborgen, und nirgends schlief man nachher so tief und fest wie daheim nach solcher Fahrt.

Aus: „Ostpreußen erzählt“. Hrsg. von Martin Kakies und Rudolf Naujok. 1951 by Rautenberg Verlag, Leer/Ostfriesland

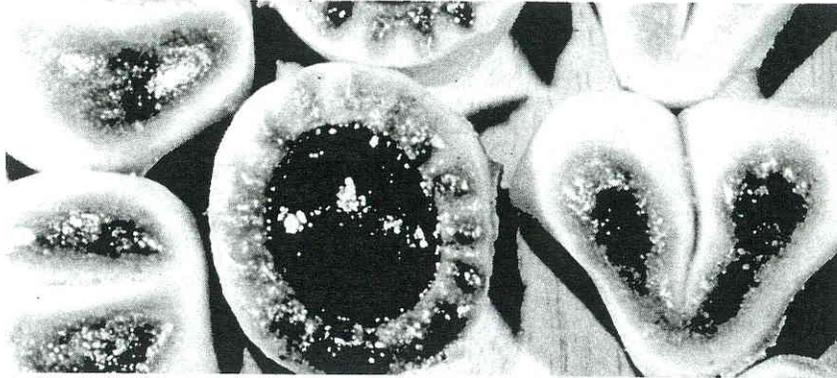
Unsere Weihnachtsspezialitäten

HANNEMARIE SCHACHT

Wir backen Königsberger Marzipan

Es weihnachtet um uns und in unseren Herzen. Auch unsere kleine Familie atmet den Frieden und die Freuden der Adventszeit. Jahr für Jahr entsteht in der Adventszeit bei uns auch eine kleine Marzipanfabrik. In meiner ostpreußischen Heimat war es auf dem Lande in den meisten Familien üblich, das Marzipan selbst herzustellen.

Das Rezept ist recht einfach: ein Pfund süße Mandeln, zehn bis fünfzehn bittere Mandeln, ein Pfund Puderzucker (Staubzucker), ein bis zwei Teelöffel Rosenwasser. Die Mandeln werden abgezogen und auf einem Tuch zum Trocknen auf den Ofen oder die Heizung gelegt. Man schneidet nun, damit die Marzipanmasse schön weiß wird, die schlechten Stellen der Mandeln aus. Die gut getrockneten und sauberen Mandeln werden in einer Mandelmühle zweimal gemahlen. Man mischt am besten gleich beim erstenmal etwa ein Viertel des Puderzuckers mit darunter, damit die Mühle nicht verklebt; denn die Mandeln sind ja sehr fetthaltig. Beim zweiten Mahlen wird der Rest des Puderzuckers mit den geriebenen Mandeln vermischt. Danach gibt man das Rosenwasser dazu und knetet die



Königsberger Marzipan

Masse mit sehr sauberen Händen etwa zwanzig Minuten bis eine halbe Stunde gut durch. Nun formt man eine Kugel, die man 24 Stunden an einem kühlen Ort, der sicher vor Naschkatzen ist, stehen läßt.

Am nächsten Abend ist eine feierliche Sitzung. Alle Beteiligten müssen sich gut die Hände waschen, und jeder bekommt eine weiße Schürze um. Komisch wirken dabei die Männer, die aber meist bei dieser Sitzung nicht fehlen wollen. Die Marzipanmasse wird drei bis vier Millimeter dick ausgerollt. Brett und Nudelrolle werden mit Puderzucker bestreut, damit die Masse nicht klebt. Danach sticht man kleine Formen aus und schneidet mit Hilfe eines großen Lineals etwa ein Zentimeter breite Streifen. Man hatte in Ostpreußen häufig für die Marzipanbearbeitung spezielles Gerät, das nur für diesen Zweck gebraucht wurde.

Im weiteren Arbeitsgang befeuchtet man mit einem kleinen Pinsel den Rand der Form mit Rosenwasser, und nun wird mit etwas Geduld und Geschick der Streifen als hohe Kante auf die Form geklebt. Zur Verzierung knifft man den Rand mit einer dazu hergestellten Holzpinzette, oder wir nehmen eine glatte (nicht spitze) Pinzette, die ab und zu in Rosenwasser zu tauchen ist, damit die Masse nicht festklebt.

Die fertigen Formen werden mit kleinen Pergamentpapierstücken ausgelegt, nachdem der innere Grund mit Rosenwasser befeuchtet wurde. Zum Backen hatte man früher in Ostpreußen besondere Marzipaneisen, die von oben mit Holzkohle geheizt und über die Formchen gestellt wurden. So erreichte man die notwendige Oberhitze. Man kann dasselbe auch im Backofen erzielen, indem man ihn auf Oberhitze einschaltet. Dann schiebt man die mit kaltem Wasser gefüllte Bratpfanne in die unterste Schiene und das Backblech mit den Formchen in die oberste Schiene des heißen Ofens. Die fertig goldgelb gebackenen Formen bestreicht man sofort nach dem Herausnehmen mit Rosenwasser, damit die Form nicht bricht. Die Papierstückchen werden entfernt, und nun kommt eine Füllung hinein. Dazu eignen sich kleine Stückchen Orangeat, Zitronat, Ingwer, Aprikosen und Rosinen. Darauf kommt ein Zuckerguß aus etwa einem Pfund Puderzucker, der mit dem Saft einer bis anderthalb Zitronen so lange gerührt wird, bis die Masse blank ist. Auch Quittengelee (ohne Zuckerguß) ergibt eine sehr wohlschmeckende Füllung. Damit wären die Marzipan-törtchen fertig. Sie bilden den Höhepunkt eines bunten Tellers.

Das Basteln dieser Formen ist nicht ganz einfach, und unsere Männer streiken gern dabei. Sie dürfen aber kleine Kugeln formen und eine Haselnuß hineinkneten, andere Kugeln bekommen obenauf eine halbe Walnuß. Zum Schluß wird dieses Konfekt mit einem Schokoladenguß überzogen, den man aus Couvertüre herstellt. Auch kann man zwischen die übereinandergelegten Marzipanstreifen etwas Nougat oder Quittengelee streichen; das Ganze schneidet man in Scheiben, ähnlich wie beim Käsepumpnickel. Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt.

Während dieser schönen Beschäftigung stehen der Weihnachtsbaum und seine Lichterfülle vor unseren Augen, und alles ist so, wie es uns Jahr für Jahr zum Erlebnis wurde. Entnommen aus „Das Ostpreußenblatt“ Jahrgang 5, Folge 51 vom 18. 12. 1954 im Einvernehmen mit der Schriftleitung.

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig v. Löhhöfel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

Königsberger Teekonfekt

Man nehme: 500 g süße Mandeln, 20 g bittere Mandeln, 500 g Puderzucker, 5 Eßl. Rosenwasser, 1 Eiweiß.

Zubereitung: Die Mandeln mit kochendem Wasser überbrühen, eine Weile stehen lassen, enthäuten und in kaltes Wasser legen, damit sie nicht die weiße Farbe verlieren. Dann in Wasser spülen und gut abtrocknen. Auf ein Brett schütten und an warmen Ort stellen. Die getrockneten Mandeln nun durch die Mandelreibe drehen und mit dem Puderzucker vermengen. Rosenwasser tropfenweise unterrühren. Mit nassen Händen den Teig mindestens 50 Minuten tüchtig durchkneten. Dann über Nacht in einer zugedeckten Schüssel stehen lassen. Am nächsten Tag kleine Kugeln, Brote, Kringel und dergleichen formen. Die Stücke auf ein mit Pergamentpapier belegtes Backblech dicht nebeneinander gruppieren, in den Bratofen schieben und nur bei starker Oberhitze flämen, das heißt, oben schnell braun rösten. Grillöfen sind hierfür besonders geeignet. Nach dem Herausnehmen des Marzipankonfekts die kleinen Stücke mit geschlagenem Eiweiß bestreichen.

Aus: Ostpreußenblatt vom 10. Dezember 1988 – Jahrgang 39 – Folge 50

Rezept für köstliche Pfefferkuchen

Leckerei zum Fest – Man nehme: Zucker, Honig und Kakao

Weihnachten und alle Leckereien gehören einfach zusammen. Für den einen geht selbstgebackenes Marzipan über alles, der andere kann auf seine Plätzchen nicht verzichten. Ja, und die Pfefferkuchen erst...! Die Mitarbeiter im Hamburger Ostpreußenhaus haben es da gut: Alljährlich zur Adventszeit bringt Dorothea Sahmel aus Elbing, eine der „guten Feen“ unserer Vertriebsabteilung, ein Kistchen mit in die Parkallee, dessen Inhalt sich bald reger Nachfrage erfreut.

Pfefferkuchen sind's, die unser Herz begehrt, in der Mitte jeweils mit einer prächtigen weißen Mandel verziert. Sieht man in diesen Tagen den einen oder anderen Kollegen heimlich und verstohlen kauen, dann ist's gewiß: Auch er erlag den Reizen der Pfefferkuchen. Warum also nicht einmal selbst versuchen, diese Leckerei zu zaubern? Wir baten Dorothea Sahmel um das Rezept, das wir Ihnen, liebe Leserinnen, nicht vorenthalten möchten.

Man nehme: 500 g Mehl, 125 g Margarine, etwas Schmalz, 150 g Zucker, 300 g Honig, 1 Eßl. Kakao, 2 Eier, 1 Prise Salz, 1 Paket Pfefferkuchengewürz, 8 g Hirschhornsalz, 8 g Pottasche, etwas Rum, Mandeln.

Zubereitung: Fett, Honig und Zucker in einem Topf erhitzen. Mehl, Gewürze, Salz, Kakao und die geschlagenen Eier vermengen. Die Mischung aus Fett, Honig und Zucker dazugeben. Pottasche und Hirschhornsalz in Rum auflösen und daruntergeben. Die Masse zusammen verrühren und auf ein gefettetes Blech verteilen, mit Eigelb bestreichen und mit Mandeln garnieren. Eine dreiviertel Stunde bei mittlerer Hitze backen. Warm anschneiden. Auf denn, frisch ans Werk – schließlich ist in 21 Tagen Weihnachten!

Aus: Ostpreußenblatt vom 3. Dezember 1988 – Jahrgang 39 – Folge 49

Thorner Katharinchen

Zur Geschichte: Aus Westpreußen stammt der Lebkuchen „Thorner Katharinchen“, der ab dem Katharinentag, dem 24. November, zubereitet wurde. Das Thorer Nonnenkloster hatte nach einer alten Erzählung im 14. Jahrhundert einmal große Not. Da bereitete die Küchenmeisterin Katharina 3 Tage lang ein Gebäck vor, das dann von den Nonnen in den Straßen an die Bevölkerung verkauft wurde mit so großem Erfolg, daß mehrere Schüsseln mit Dukaten gefüllt werden konnten.

Aus: „Ostpreußische Vorweihnacht. Sitten und Bräuche zwischen Advent und Heilige Drei Könige in Ost- und Westpreußen“. In: Der Westpreuße, Dezember 1986

Rezept:

Zutaten: Honig, Butter, Mehl und Gewürze (Kardamom, Nelken, Zimt), Hirschhornsalz, Pottasche.

Honig und Butter erwärmen, dann Zucker nach und nach hinzugeben und aufkochen lassen. (1/2 Pfund Honig, 40 g Butter, 300 g Zucker), je 5 g Kardamom, Nelken, Zimt zu einem Pfund Mehl hinzugeben und eine halbe Zitronenschale darüber verreiben. Dann den kochenden Honig sowie 1/10 Liter kalten Wassers hinzugießen, 8 g Hirschhornsalz und 10 g Pottasche mit etwas Rosenwasser auflösen und ebenfalls dazugeben. Diesen Teig unter Hinzugabe von 150 g Mehl (eher etwas mehr) gut durchkneten, ausrollen, mit einer Katharinchenform ausstechen, kaltes Wasser überstreichen und ihn backen.

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig von Lölhöfel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

Rezept für den Weihnachtskarpfen

In Ostpreußen ißt man am Heiligen Abend gern den Bierkarpfen. Der Karpfen wird geschlachtet; das Blut wird aufgefangen, dann mit 1/2 Liter Wasser (je nach Größe des Fisches) und 3/4 Liter Braunbier (Porter) vermischt und mit einem Zusatz von Gemüse (Petersilie, Sellerie, Porree), Ingwer und einer mit Nelken gespickten Zwiebel gekocht.

Ist das Gemüse weich, legt man den Fisch hinein. Der Fisch wird mindestens 20 Minuten auf kleinem Feuer gekocht. Dann nimmt man den Fisch heraus, stellt ihn warm und bereitet die Tunke. Man gießt die Brühe durch ein Sieb, gibt aufgeweichten Pfefferkuchen dazu und läßt das Ganze abkühlen. Die Tunke wird dann mit Kartoffelmehl angebunden und mit Zucker, Salz und Zitronensaft abgeschmeckt. Ein Glas Wein wird hinzugegeben. Jetzt wird der Fisch mit der Tunke übergossen. In das Maul des Karpfens tut man eine Zitronenscheibe. Eine Schuppe am Silvesterabend in die Geldbörse getan, sichert Geld für das kommende Jahr.

Aus: „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig von Lölhöfel und Hannswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.

Literaturverzeichnis

- Weihnachtsgeschichten aus Ostpreußen, hrsg. von Gundel Paulsen. 1979 by Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum
- Agnes Miegel, Mein Weihnachtsbuch. Gedichte und Erzählungen. 1959 by Verlag Eugen Diederichs, Düsseldorf/Köln
- Sabine Horn, Eck wöll met di plachandern. Mundartliche Lyrik aus Ostpreußen. Hannover 1983. Selbstverlag
- „Und Petrulla lacht“. Heiteres und Besinnliches von ostpreußischen Erzählern. Hrsg. von Ruth Maria Wagner. 1971 by Horst Erdmann Verlag, Tübingen
- Ernst Wiechert, Wälder und Menschen. 1959 by Kurt Desch Verlag, München
- Ernst Wiechert, Der armen Kinder Weihnachten. Ein Weihnachtsspiel. Deutscher Laienspiel-Verlag, Weinheim-Bergstraße
- Eva M. Sirowatka, Ich weiß ein Land. Ein Ostpreußenbuch. 1981 by Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum
- „Uns ward aber dennoch geholfen“. Predigten und Andachten ostpreußischer Pfarrer an die zerstreuten Glieder unserer Heimatkirche. Herausgegeben von Hans Hermann Engel und Werner Marienfeld. 1984 by Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen e.V., Leer (Druck: Rautenberg)
- Ruth Geede, Rote Korallen. Ostpreußisches Mosaik. Hrsg. von Ruth Maria Wagner. 1977 by Verlag Gerhard Rautenberg, Leer
- Arno Surminski, Kudenow oder An fremden Wassern weinen. © Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
- Ostpreußische Schriftsteller heute. Hrsg. von Silke Steinberg. 1977 by NWZ-Verlag, Düsseldorf
- Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte. Band 1: Im Vaterhause. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main 1988
- Ursula Meyer-Semlies, In den Memelwiesen. 1989 by Gollenberg-Verlag, Seesen im Harz
- Helga Lippelt, Popelken. Roman. Verlag an der ESTE, Buxtehude 1988
- Ostpreußen erzählt. Hrsg. von Martin Kakies und Rudolf Naujok. 1951 by Rautenberg Verlag, Leer
- „Nun kommt für uns die schöne Zeit...“ Kleiner Ratgeber für die vorweihnachtliche Zeit in unseren Gruppen und Familien unter Mitarbeit von Hedwig Lölhöfel und Hanswerner Heincke – zusammengestellt von Hanna Wangerin und herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen „Jugend und Kultur“.
- „Erfreue dich, Himmel – erfreue dich, Erde“. Gedichte und Erzählungen, Liedgut und Brauchtum für die weihnachtliche Zeit. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, 1973
- Ostpreußenblatt
- Kulturpolitische Korrespondenz (Pressedienst der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat)
- Allen Verlagen und Autoren, die uns den Abdruck aus ihren Werken gestatteten, sei für ihre Bereitschaft abschließend an dieser Stelle gedankt.